

Hochschule Neubrandenburg
Fachbereich Soziales, Bildung und Erziehung

Masterthesis

Paarberatung in der Spätmoderne - gesellschaftliche Pa(a)radoxien und deren Relevanz für das Handlungsfeld

Eingereicht von:	Jenny Oster
Erstprüferin:	Prof'in Dr.'in Júlia Wéber
Zweitprüferin:	M.A. Julia Hille

urn:nbn:de:gbv:519-thesis2021-0436-5

Abstract

Diese Arbeit untersucht, wie sich gesellschaftliche Modernisierungsprozesse auf Paarbeziehungen auswirken und wie das Handlungsfeld der Paarberatung darauf reagiert. Unter Rückgriff auf Erkenntnisse soziologischer Zeitdiagnosen und Paarforschung wird Paarberatung als Ort verstanden, an dem gesellschaftliche Beziehungsleitbilder und damit einhergehende paradoxe Sinnlogiken verhandelt werden. Dabei wird deutlich, dass eine Ausweitung der Diskurssensibilität ein Potenzial für die Professionalisierung des Handlungsfeldes bietet.

Couples counselling in late modernity - social paradoxes and their relevance for the field of action

This study examines how social modernization processes affect couple relationships and how the field of couples counselling reacts to this. Drawing on insights from sociological theories and couples research, couples counselling is understood as a place where societal models of relationships and the paradoxical logics of meaning that accompany them are negotiated. It becomes clear that an expansion of discourse sensitivity offers potential for the professionalization of the field of action.

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Zeitdiagnostische Rahmung: Individualisierte Identitätsarbeit in der spätmodernen Singularisierungsgesellschaft	4
3	Modernisierungsprozesse und Paarbeziehungen: Das diskursive Ideal spätmoderner Liebesbeziehungen	10
3.1	Paarsoziologie	10
3.2	Historische Genese des spätmodernen Beziehungsideals	12
3.3	Charakteristische Merkmale des spätmodernen Beziehungsideals	17
4	Ambivalente Leitbilder und Praxen gelebter Paarbeziehungen	22
4.1	Liebesverständnisse	23
4.2	Geschlechtsspezifische Zuschreibungen	26
4.3	Partnerschaftsleitbilder	33
4.4	Konfliktpotenziale	37
5	Zusammenfassung: Gesellschaftliche Pa(a)radoxien spätmoderner Beziehungswelten	48
6	Modernisierungsspezifische Probleme im Kontext der Paarberatung	48
6.1	Zeitdiagnostische Einordnung der Institution Beratung	50
6.2	Das Handlungsfeld der Paarberatung	54
6.3	Paarberatung in der Spätmoderne	59
7	Spätmoderne Pa(a)radoxien in der Praxis – ein explorativer Einblick in gegenwärtige Paarberatungskonzepte	64
8	Zusammenfassung und Diskussion: Die Berücksichtigung gesellschaftlicher Pa(a)radoxien im Handlungsfeld	71
8.1	Selbstverwirklichungsimperative, paradoxe Beziehungsideale und inkonsistente Beziehungspraktiken als Bestandteile spätmoderner Beratungsanliegen	71
8.2	Antworten des Handlungsfeldes in Theorie und Praxis vor dem Hintergrund professionstheoretischer Überlegungen	73
8.3	Offene Fragen	75
8.4	Eine (paar-)soziologische Perspektive als Bereicherung für Paarberatung?	75
8.5	Ansatzpunkte für mögliche Weiterentwicklungsprozesse	76
9	Fazit	78
	Literaturangaben	80

1 Einleitung

„Ich will mir meine Möglichkeiten oder Optionen nicht verbauen wegen ner Beziehung, aber ich möchte mir auch nicht meine Beziehung verbauen, weil ich alle Optionen und Möglichkeiten der Welt hab“ (Aussage einer Interviewteilnehmerin in Logemann 2021: 73).

„Heutzutage sind viele selbstverständliche Sichtweisen über Partnerschaften aus früheren Zeiten aufgelöst. Immer weniger wird stillschweigend hingenommen, wenn es nicht gut läuft. Scheidungen sind möglich, schnelle Trennungen sowieso. [...] Die Sehnsucht nach einer glücklichen Beziehung ist größer denn je. Zugleich aber stellen viele Menschen fest, dass die meisten Beziehungen gar nicht so glücklich sind.“ (Stiehler 2018: 12)

Gegenwärtige Paarbeziehungen gehen mit Wünschen und Sehnsüchten, aber auch mit Herausforderungen und Unsicherheiten einher. Wie die Zitate zeigen, klingen in damit verbundenen Überlegungen neben Beziehungsgestaltungsfragen auch weitere Themen an, die etwa emotionale Bedürfnisse, Autonomiebestrebungen, die (Un-)Verbindlichkeit der Beziehungsform und den Verlust gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten betreffen. Hieraus können nicht nur Verunsicherungen von Einzelnen resultieren, sondern gerade auch im intimen Miteinander Probleme erwachsen, mit denen das Handlungsfeld der Paarberatung konfrontiert ist.

Was sich in den eingangs aufgeführten Zitaten liest, wie eine dialogische Auseinandersetzung zwischen zwei Personen, entstammt unterschiedlichen fachlichen Diskursen, die in dieser Arbeit in einen Austausch gebracht werden sollen. Während das zweite Zitat von Stiehler für den Kontext der Paarberatung gegenwärtige Erwartungshaltungen thematisiert; ist der erste Interviewausschnitt Teil einer Studie Logemanns, die Logiken spätmoderner Beziehungsgestaltungsprozesse untersucht und im Bereich der Paarsoziologie zu verorten ist.

Soziologische Theorien erklären die Vielfalt von Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten, die Relevanz individueller Bedürfnisse und die Erosion allgemeingültiger Beziehungsmodelle auf der Basis gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse, die zu einer Ausdifferenzierung kulturell verfügbarer Vorstellungen, auch über Paarbeziehungen, geführt haben. Paaren stehen, den soziologischen Erkenntnissen folgend, nun zwar vielfältige Wege offen; ihre Entscheidungen und Aushandlungsprozesse finden aber in einem gesellschaftlichen Rahmen statt, der komplexe diskursive Ordnungen mit zum Teil ambivalenten Imperativen und machtförmigen Strukturen umspannt. Diesen *gesellschaftlichen Pa(a)radoxien* soll im Rahmen der Arbeit im Kontext spätmoderner Paarberatungsprozesse nachgegangen werden.

Die folgende Frage steht dabei im Zentrum des Interesses: Zu welchen Auswirkungen und Konfliktpotenzialen führen gesellschaftliche Modernisierungsprozesse in Paarbeziehungen und wie werden diese im Kontext professioneller Paarberatung aufgegriffen? Dabei wird das Ziel verfolgt, Merkmale modernisierungsspezifischer Herausforderungen für das Handlungsfeld der

Paarberatung zu identifizieren und darauf aufbauend, geeignete Impulse zur bedarfsgerechten Weiterentwicklung professioneller Paarberatungskonzepte vorzuschlagen. Ausgangspunkt dieser Arbeit sind dabei die Hypothesen, dass eine Berücksichtigung der Auswirkungen von Modernisierungsprozessen auf Paarbeziehungen zum Verständnis gegenwärtiger Paarproblematiken beitragen und im Sinne einer reflexiven Haltung geeignete Impulse für die Gestaltung von Paarberatungsprozessen liefern kann. Unterbleibt hingegen die Betrachtung spätmoderner Entwicklungen, kann dies normativierende Tendenzen in der Beratung befördern.

Der Aufbau dieser Arbeit gestaltet sich entlang der oben aufgeführten Forschungsfragen. Um im ersten Teil die mit den Modernisierungsprozessen einhergehenden Konfliktpotenziale aufzuzeigen, werden hier zunächst soziologische Perspektiven fokussiert. Als Fundament dieser Arbeit findet im Rückgriff auf die Theorie der Reflexiven Moderne sowie die Individualisierungstheorie nach Beck, die Ausführungen Keupps über die Notwendigkeit spätmoderner Identitätsarbeit sowie die Singularisierungstheorie nach Reckwitz eine zeitdiagnostische Charakterisierung der Epoche der Spätmoderne statt. Darauf aufbauend wird die Paarsoziologie mit ihrem Untersuchungsschwerpunkt der Interdependenzen von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Paardynamiken vorgestellt, wodurch die Relevanz gesellschaftlicher Vorstellungen für die Gestaltung von Paarbeziehungen sichtbar wird. In Verknüpfung mit den im vorherigen Kapitel dargestellten Modernisierungstheorien wird die historische Genese des spätmodernen Beziehungsideals nachgezeichnet und dessen Merkmale und Logiken dargestellt. Daran anschließend wird in einer Zusammenstellung aktueller empirischer Forschungsergebnisse zu Beziehungsvorstellungen und -leitbildern, auch unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten, die vielfältige und zu großen Teilen inkonsistente Ausgestaltung des spätmodernen Beziehungsideals in Lebens- und Beziehungsrealitäten aufgezeigt. Auf Basis der in den Modernisierungstheorien aufgezeigten Imperative, der Sinnlogiken des spätmodernen Liebesideals sowie des empirischen Einblicks in die Beziehungsrealitäten werden daraus resultierende, widersprüchliche Zielstellungen als Konfliktpotenziale für Paarbeziehungen herausgearbeitet. Den Abschluss des ersten Teils dieser Arbeit bildet eine Zusammenfassung der bisherigen Ausführungen, die unter der Bezeichnung gesellschaftliche Pa(a)radoxien, die, in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eingebetteten, widerstreitenden Sinnlogiken und damit einhergehenden Herausforderungen für die Paare erfasst.

Der zweite Teil der Arbeit widmet sich dem Handlungsfeld der Paarberatung in seiner gesellschaftlichen Verortung und im Hinblick auf die Berücksichtigung spätmoderner Dynamiken im fachlichen Diskurs. Zunächst wird hierfür das Verhältnis von psychosozialen Beratungsangeboten und Modernisierungsprozessen beleuchtet und Beratung als institutionalisiertes Unterstützungsangebot für individuelle Problemlagen im Umgang mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen dargestellt. Aufbauend auf professionstheoretischen Überlegungen wird hierbei die Machtförmigkeit des Settings und die Notwendigkeit einer Diskurssensibilität der Beratenen herausgehoben. Im Anschluss wird das Handlungsfeld der Paarberatung in grundlegenden

Aspekten vorgestellt, um einen Überblick über die gegenwärtige strukturelle Aufstellung, die inhaltliche Ausrichtung sowie die Wirksamkeit des Angebots zu erhalten. Der Fokus der Arbeit richtet sich dann wieder auf die spätmodernen Dynamiken aus und trägt Beiträge aus dem theoretischen Diskurs zusammen, die das Handlungsfeld im Kontext von modernisierungstheoretischen wie diskurssensiblen Überlegungen betrachten. Die fachlichen Beiträge diskutieren dabei die Verwobenheit von Paarberatung in gesellschaftliche Strukturen einerseits vor dem Hintergrund der Reproduktion diskursiver Logiken. Andererseits verweisen sie auf Verunsicherungsmomente angesichts der im ersten Teil der Arbeit herausgearbeiteten, komplexen Anforderungen an Beziehungsgestaltungsprozesse. Welchen Umgang mit den Pa(a)radoxien aktuelle Literatur zur Gestaltung von Paarberatungsprozessen nahelegt, wird im letzten Kapitel des zweiten Teils der Arbeit untersucht. In einem explorativen Einblick in sechs Beratungskonzepte, die zwischen 2016-2020 erschienen sind, werden beraterische Strategien aufgezeigt und Überlegungen zur Neutralität der Konzepte angestellt.

Abschließend werden die Ergebnisse aus dem ersten und zweiten Teil der Arbeit zusammengetragen, vor dem Hintergrund der Forschungsfrage und Arbeitshypothesen diskutiert, sowie Weiterentwicklungsmöglichkeiten für das Handlungsfeld aufgezeigt. Das darauffolgende Fazit zeigt neben den Hauptergebnissen der Arbeit auch ihre Grenzen auf und formuliert abschließend Ideen für eine weiterführende Auseinandersetzung mit dem Thema.

Die Ausführungen zu Paaren und Paarberatung beschränken sich dabei auf das deutsche Bundesgebiet und den deutschsprachigen Diskurs. Dabei ist zu berücksichtigen, dass in der Auseinandersetzung mit Beziehungsidealen und *Leitbild*vorstellungen im deutschsprachigen Raum eher hegemoniale, westliche Diskurse zum Vorschein kommen.

An vielen Stellen richtet sich der Blick hierbei explizit auf heterosexuelle Paarbeziehungen.¹ Diese Fokussierung ist einerseits dem begrenzten Umfang der Arbeit geschuldet. Andererseits plädiert etwa Kirschenhofer dafür, dass es gerade im Kontext der Paarberatung gelte, den Blick auf privilegierte Gruppen zu richten, um der Norm das Privileg der Selbstverständlichkeit zu nehmen: „Die Normalität bleibt unsichtbar und wenn die Normalität u. a. eine heteronormative, patriarchale und rassistische ist, dann bedarf es analytischer und reflexiver Arbeit“ (Kirschenhofer 2019: 26). Da Paarberatung vielfach mit heterosexuellen Paaren und entsprechenden geschlechtsspezifischen Vorstellungen konfrontiert ist, will diese Arbeit über die gewählte Fokussierung hierzu einen Beitrag leisten. Anzunehmen ist aber, dass sich viele der im folgenden aufgezeigten Überlegungen auch auf andere Paarformen übertragen lassen.

¹ Verwendete geschlechtsspezifische Begriffe beziehen sich in dieser Arbeit auf das soziale, kulturelle Geschlecht.

2 Zeitdiagnostische Rahmung: Individualisierte Identitätsarbeit in der spätmodernen Singularisierungsgesellschaft

„Der unerwartete Nachteil des modernen Lebens besteht darin, daß wir das Schicksal besiegt haben.“ (Cunningham 1991: 203
zitiert nach Beck/Beck-Gernsheim 1994: 18)

Was Cunningham hier als modernes Leben bezeichnet, wird in der Soziologie auch als *Spätmoderne*, *Zweite Moderne*, *Reflexive Moderne* oder gar *Postmoderne* betitelt. So vielfältig wie die Begriffe zur soziologischen Beschreibung der gegenwärtigen Epoche, sind die mit ihnen verbundenen theoretischen Konzepte, zeitgeschichtlichen Eingrenzungen und abgeleiteten Gesellschaftsdiagnosen. Der Einstieg in diese Arbeit soll jedoch nicht dazu dienen, die Differenzen dieser Konzepte herauszuarbeiten, sondern eher im Sinne einer bewusst simplifizierenden Betrachtungsweise relevante Merkmale des sozialen Wandels aufzeigen und einen ersten Einblick in eine zeitdiagnostische Betrachtung der Gegenwart ermöglichen.

Gemeinsam ist den eingangs erwähnten Konzepten die Bezugnahme auf eine zeitgeschichtliche Epoche, welche sich durch fortlaufende Modernisierungsprozesse verändert und in ihrer Dynamik radikalisiert (vgl. Beck 1996: 27). Als Phänomene der Modernisierung werden etwa die Aufklärung, die Industrialisierung, die zunehmende Verwissenschaftlichung, die Globalisierung und die Digitalisierung angeführt (vgl. Busse 2017: 4; Reckwitz 2017: 42). Modernisierungsprozesse gehen dabei immer mit „Rationalisierungsschüben“ (Beck 1986: 25) einher. Diese verfolgen das Ziel einer fortschrittlichen Optimierung, indem sie die bislang gültigen technischen, kognitiven wie normativen Denk- und Handlungsorientierungen hinterfragen (vgl. Reckwitz 2017: 34 f.). Derartige Rationalisierungsprozesse wurden bereits von den Begründern der Soziologie, wie etwa Max Weber Anfang des 20. Jahrhunderts beschrieben (vgl. Oberthür 2020: 68 f.; Zima 2019: 151-153). Was also zeichnet die Gegenwart aus, dass sie im Vergleich zur Moderne eine eigene Bezeichnung verdient? Welche Phänomene lassen sich herausstellen und was bedeuten diese für die Individuen?

Beck, der seit 1986 den Wandel der industriellen Moderne hin zu einer Zweiten Moderne sowie deren Besonderheiten untersucht, stellt die Reflexivität der gegenwärtigen Epoche als prägnantes Merkmal heraus. Zeichnete sich die *Erste Moderne* im Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft noch durch die Ablösung ständischer wie religiöser Orientierungen aus, stellt die *Zweite Moderne* zunehmend die aus den Rationalisierungsprozessen resultierenden Grundlagen der Industriegesellschaft selbst in Frage (vgl. Beck 1986: 14). Reflexive Modernisierung meint dabei nicht, dass der qualitative Wandel auf eine bewusst intendierte Selbstreflexion zurückzuführen ist, sondern dass die konsequente Anwendung der Prinzipien der industriellen Moderne sowie die Auseinandersetzungen mit ihren nicht beabsichtigten und risikoreichen

Folgen ihre Transformation begründen (vgl. Beck 1996: 30 f., 66) oder „schlichter gesagt – eine *potenzierte* Modernisierung mit *gesellschaftsverändernder* Reichweite“ (ebd.: 30, H.i.O.).²

Beck folgend führt dies zur Erosion bislang stabilisierender Gewissheiten, wie etwa die Einbindung der Individuen in soziale Strukturen (beispielsweise Klasse, Familie, Geschlechterrolle), klar abgegrenzte gesellschaftliche Sphären und Subsysteme (beispielsweise Arbeitswelt und Privatsphäre) sowie deren Differenzierung entlang ihrer eigenen Systemlogiken (vgl. ebd.: 40-42). Für die Individuen bedeutet das, dass sie durch die Entwicklungen der Zweiten Moderne, losgelöst von den bisherigen Bindungen, ihr Leben selbstbestimmter gestalten können, dabei jedoch den zunehmend komplexer werdenden gesellschaftlichen Entwicklungen vereinzelter ausgesetzt sind. Beck spricht in diesem Sinne von einer „*neue[n] Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft*“ (Beck 1986: 118, H.i.O.).

Diese Verortung des Individuums in der Gesellschaft differenziert der Autor in seiner Individualisierungstheorie weiter aus und beschreibt hierzu drei Dimensionen – die Freisetzungsdimension, die Entzauberungsdimension sowie die Kontroll- und Reintegrationsdimension – welche im Folgenden kurz erläutert werden: Die Freisetzung impliziert neben der oben bereits angedeuteten Herauslösung der Individuen aus sozialen Einbindungsstrukturen auch die Pluralisierung von Lebensformen, ausgelöst etwa durch die Bildungsexpansion, den gesellschaftlichen Wandel der Rolle der Frau, den steigenden wirtschaftlichen Wohlstand, die sozialstaatliche Absicherung sowie durch neue Beschäftigungsverhältnisse, die auf flexible und mobile Arbeitnehmer*innen setzen.³ Die Entzauberungsdimension thematisiert vor dem Hintergrund der sich wandelnden Verhältnisse den Bedeutungsverlust bislang handlungsleitender Normen und Selbstverständlichkeiten. Diese werden nicht gänzlich aufgelöst, jedoch in ihrer Gültigkeit durch die Präsenz neuer Sinnorientierungen und Lebensmuster in Frage gestellt.⁴ Laut Beck erfolgt die soziale Kontrolle und Re-Integration der Individuen nun nicht mehr über soziale Beziehungen und Klassenstrukturen, sondern über die Arbeitsmarktabhängigkeit der Individuen. Entsprechende etablierte institutionelle Strukturen kreieren hierzu ein System von Vorgaben und Orientierungen zur Lebenslaufgestaltung, welches an marktwirtschaftlichen Logiken ausgerichtet ist und die Individuen zu einer selbstverantworteten Lebensführung auffordert. Damit einher gehen vielfältige Entscheidungsspielräume, jedoch zum Teil auch widersprüchliche

² Beck fasst die damit verbundene Paradoxie in einem Interview folgendermaßen zusammen: „Das ist das merkwürdige – wir haben es sozusagen mit einer Entwicklung zu tun, die eigentlich nicht eine Krise ist, sondern die Nebenfolge der Siege der Modernisierung, die Nebenfolgen eigentlich des Fortschritts“ (LMU 2009: 07:05).

³ Koppetsch weist darauf hin, dass die Freisetzung der Individuen in Kombination mit den Autonomieanforderungen zu einer neuen Verwundbarkeit geführt habe. Gerade Personen mit wenig Ressourcen zur autonomen Lebensgestaltung können nicht länger auf die Effekte früherer, stabilisierender Sozialstrukturen hoffen und sind angewiesen auf individuelle Sicherungssysteme, falls diese vorhanden sind (vgl. Koppetsch 2010: 230, 235).

⁴ Wagner führt den prozesshaften Bedeutungsverlust bislang gültiger Orientierungen darauf zurück, dass die Pluralitätserfahrungen die Individuen auf „Kontingenzspielräume“ (Wagner 2004: 188) verweisen. Es könnte „so, aber auch ganz anders sein“ (ebd.), wodurch „traditionelle“ genauso wie „nicht-“, oder „nachtraditionelle“ Entwürfe unter Begründungs- und Entscheidungsdruck“ (ebd.) geraten.

Logiken der institutionellen Subsysteme, die sich in den individuellen Lebenslagen überschneiden (vgl. Beck 1986: 209-216).

Freigesetzt aus den traditionellen Bindungen und Orientierungsmustern ist es Aufgabe des Individuums, „das Ich zum Zentrum“ (ebd.: 217) zu machen und

„bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung [zu] lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug [sic] auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.“ (ebd.)

Dies bedingt einen „Zustand der potenziellen Dauerstellungnahme“ (ebd.: 219), welcher sowohl Gestaltungs- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten als auch Unsicherheiten mit sich bringt. Die Individuen gelangen hierdurch „immer nachdrücklicher in das Labyrinth der Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung“ (ebd.: 156), welches geprägt ist durch einen „(unendliche[n]) Regreß der Fragen: ‚Bin ich wirklich glücklich?‘, ‚Bin ich wirklich selbsterfüllt?‘“ (ebd.).

Wie sich Individuen in dieser Zeit orientieren und wie es ihnen gelingt, angesichts von Freisetzung, Pluralität und Wertewandel zu einem Gefühl der Identität zu gelangen, ist ein Forschungsschwerpunkt von Keupp. Seitdem sich die Individualisierungsprozesse ab den 1970er Jahren qualitativ wie quantitativ intensiviert haben (vgl. Keupp et al. 1999: 73), stehen die Individuen vor der Aufgabe, eine möglichst „ergebnisoffene und bewegliche authentische Identitätskonstruktion“ (Keupp 2020: 42) zu gestalten. Denn angesichts der Auflösung gesellschaftlicher Meta-Erzählungen und konsensfähiger Selbstverständlichkeiten sowie einer Vielzahl an möglichen, teilweise widersprüchlichen Sinnorientierungen, bedarf es eines orientierungstiftenden Fundaments, von dem aus das Individuum Entscheidungen treffen und sein Handeln begründen kann (vgl. Keupp et al. 1999: 52). Ähnlich wie Beck verweisen Keupp und Kolleg*innen diesbezüglich auf die Relevanz der gesellschaftlichen Verstrickung der Individuen. Die Identitätskonstruktionen sind „keine Kopfgeburten von einzelnen“ (ebd.: 103). Vielmehr handelt es sich dabei um ein individuelles Konglomerat gesellschaftlich verfügbarer und machtförmig geprägter Positionierungsmöglichkeiten⁵ (vgl. ebd.: 216), welches Keupp mit dem Bild einer „*Patchwork*“-*Identität* (vgl. Keupp 2020: 57) beschreibt.

Die Gestaltung der Selbstkonstruktion wird dabei wesentlich durch den Grad sozialem Anerkennungspotenzials der gewählten Aspekte beeinflusst (vgl. Keupp et al. 1999: 100). Das Streben nach Authentizität stellt in diesem Sinne den Versuch dar, intra- und interpersonelle Bedürfnisse, Möglichkeiten und Ansprüche in ein möglichst übereinstimmendes Verhältnis zu bringen (vgl. Keupp 2020: 44). Becks „potenzielle Dauerstellungnahme“ wird in diesem Sinne zur „alltäglichen Identitätsarbeit“ (Keupp et al. 1999: 266) mit dem Ziel, Zugehörigkeit und

⁵ Auch Pirsching weist darauf hin, dass die Gestaltung von Individualität sozialen Normierungen unterliegt und sich nicht alle Muster und Positionierungen beliebig verknüpfen lassen. Vielmehr bedarf es spezifischer Kombinationen, um so die gewünschte Rezeption durch andere zu ermöglichen (vgl. Pirsching 2010: 183,193).

Handlungsfähigkeit vor dem Hintergrund zunehmender Komplexität, Ambivalenz und Uneindeutigkeit zu sichern. In Zeiten spätmoderner Entwicklungen sei es für die Individuen daher geeignet, sich nicht auf starre Selbstkonzepte festzulegen, sondern die Möglichkeitsräume offenzuhalten und in Auseinandersetzung mit den sozialen Gegebenheiten, Werte und Sinnmuster individuell anzupassen (vgl. Keupp 2020: 60). Entsprechend fasst Keupp zusammen:

„Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des ‚richtigen Lebens‘, sondern die Fähigkeit zum Aushandeln ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keinen Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln.“ (ebd.)

Deutlich wird in den Entwürfen von Beck und Keupp, dass die Individuen zwar zunehmend selbstverantwortet ihre Lebensentwürfe gestalten müssen, dabei jedoch nicht außerhalb der Gesellschaft stehen. Die Lebensbereiche sind auch in der Spätmoderne geprägt von normativen Setzungen und differenzierten sozialen Anerkennungsverhältnissen. Die mit den Modernisierungsprozessen fortschreitende Pluralisierung von Sinnhorizonten ermöglicht ein Nebeneinander von ambivalenten Deutungsmustern, aus denen die Individuen mit Blick auf eine gelingende Lebensführung die passenden wählen sowie einen geeigneten Umgang mit widersprüchlichen Logiken finden müssen. In der Steigerung von Komplexität und Verstrickungen und Unübersichtlichkeit der diskursiven Verhältnisse bei gleichzeitiger Auflösung bislang gültiger Meta-Erzählungen löst der Imperativ zur selbstverantworteten Lebensführung eine Suche nach authentischen Bezugspunkten aus, um angesichts der aufscheinenden Kontingenz Handlungsfähigkeit und soziale Einbindung zu sichern.

Auch Reckwitz konstatiert in Übereinstimmung mit diesen Befunden, dass seit den 1990er Jahren Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung zur „*neuen Norm*“ spätmoderner Subjektivität“ (Reckwitz 2019: 204, H.i.O.) avanciert sind. Reckwitz fokussiert in seinen zeitdiagnostischen Arbeiten den Beginn des 21. Jahrhunderts und kommt zu dem Ergebnis, dass die Entwicklungen der Spätmoderne zu einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Reckwitz 2017) geführt haben.⁶ Ähnlich wie Beck stellt der Autor fest, dass die Meta-Erzählungen der Moderne ihre Gültigkeit verlieren. An ihre Stelle treten in der Spätmoderne die „‘kleinen Erzählungen‘ des (privaten) Fortschritts und des (privaten) guten Lebens“ (ebd.: 431).

Reckwitz führt diesen Umstand auf die sozialen Logiken des Allgemeinen und des Besonderen sowie deren Verhältnis zueinander zurück. Die Moderne war seit dem 18. Jahrhundert vordergründig geprägt durch die Logiken des Allgemeinen: Rationalisierungsprozesse sorgten für

⁶ Reckwitz' Diagnosen der sozialstrukturellen, spätmodernen Entwicklungen gelten im fachlichen Diskurs sowie in der politischen Debatte als höchst relevant. So wurde Reckwitz etwa zur Vorstellung seiner Arbeiten 2018 vom Präsidenten des Deutschen Bundestages geladen. 2019 erhielt er für sein Werk den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (vgl. DB 2018b; DFG 2019).

eine weitreichende Differenzierung sozialer Logiken, stellten für die Individuen erstrebenswerte Normalitätserwartungen bereit und ermöglichten so eine souveräne wie emotional distanzierte Handlungsfähigkeit (vgl. Reckwitz 2017: 33, 44 f.). Historisch existierten zwar auch Praktiken der Fokussierung von Einzigartigkeiten, jedoch waren diese lediglich partiell verbreitet (vgl. ebd.: 286). Erst im Kontext des Massenkonsums der industriellen Moderne werden diese Dynamiken weiten Teilen der Bevölkerung zugänglich (vgl. ebd.: 100-102). Die Entwicklungen der 1960er Jahre beförderten schließlich eine „‘stille Revolution‘ des Wertewandels von den Pflicht-, Akzeptanz- und Statuswerten zu den postmaterialistischen Werten“ (ebd.: 287). Vermittelt durch die Bildungsexpansion und die zunehmende Psychologisierung, aber auch durch die Bezugnahme des Kulturkapitalismus auf Selbstverwirklichungsbedürfnisse sowie die fortschreitende Digitalisierung, tritt damit die Logik des Besonderen in den Vordergrund (vgl. ebd.: 19). Das soziale Miteinander fokussiert nun Singularitäten statt rationalistischer Generalisierungen.

Im Unterschied zu Becks Begriff der Individualisierung geht Reckwitz' Singularisierungs-begriff über die Individuen hinaus und fasst auch die besondere Hervorhebung und Inszenierung anderer sozialer Entitäten (vgl. ebd.: 57). Die Individuen streben mittels der Singularitäten eine „wertvoll[e], authentisch[e] und befriedigend[e]“ (ebd.: 294) Lebensführung sowie eine damit einhergehende Erhöhung ihrer Lebensqualität an. Die Bezugnahme auf Einzigartigkeiten evoziert dabei eine historisch neue Aufwertung von Affekten: Damit etwas zu einer Singularität werden kann, muss ihm eine Eigenkomplexität mit affizierendem Charakter zugeschrieben werden. Beispielsweise kann sich die Eigenkomplexität auf sinnstiftende Erklärungen über die Welt oder auf moralische Konzepte (vgl. ebd.: 52, 87-90) beziehen, die beim Individuum dann „Leidenschaft und Bewunderungen, Ergriffenheit und Erleuchtungen, ein Gefühl des Aufgehobenseins, des Stolzes oder der schönen Harmonie, Bestürzung, Angst-Lust oder Ekel-Lust“ (ebd.: 71) auslösen. Dieses Zuschreiben einer besonderen Qualität bezeichnet Reckwitz als „Valorisierung“ (ebd.: 66).

Die sozialen Einheiten, die singularisiert werden können, entstammen dabei einer „Hyperkultur“ (ebd.: 298), welche die „gesamte Welt-Kultur aller Orte, Zeiten und sozialer Herkünfte“ (ebd.) umfasst. Sämtliche kulturelle Elemente sind hier zunächst gleichwertige Orientierungsangebote, die auf dem infrastrukturellen Fundament der Logik des Allgemeinen aufbauen (vgl. ebd.: 298, 436 f.). So existieren etwa im Kontext der Gender-Orientierung verschiedene Optionen, „beispielsweise das Muster der ‚empathischen Frau‘ ebenso wie das der ‚toughen Frau‘, den ‚neuen Mann‘ [...] aber auch den maskulinen Mann[sic]“ (ebd.: 339). Ähnlich wie bei Keupp, ist es Aufgabe des Individuums, die individuell geeigneten Elemente in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen und diese, mit Reckwitz' Worten, zu „kuratieren“ (ebd.: 295). Die Valorisierungsprozesse unterliegen dabei nicht ausschließlich individuellen Vorlieben, sondern auch dem Einfluss gesellschaftlicher Machtstrukturen (vgl. ebd.: 81). Besonders deutlich wird dies im Kontext kultureller Werte. Hier wird diskursiv verhandelt, was im Rahmen

der spätmodernen Pluralität als gesellschaftlich bedeutsam definiert werden soll und was ausgeblendet wird (vgl. Reckwitz 2017: 85 f.). Insofern erfolgt nach Reckwitz über die soziale Logik der Singularitäten keine Freisetzung der Individuen im Sinne Becks, sondern gerade eine dynamische Vergesellschaftung (vgl. ebd.: 429).

Die Dominanz der Logik des Besonderen und die Vielzahl an konkurrierenden Singularisierungsangeboten haben auch Auswirkungen auf den Bereich der Arbeitswelt. Abseits von funktionalen Merkmalen werden nicht nur die persönlichen Eigenschaften der Arbeitnehmer*innen relevant – auch die Arbeitnehmer*innen suchen im Arbeitsverhältnis nicht mehr nur eine Beschäftigung, sondern vielmehr eine sinnstiftende und im Einklang mit ihren Selbstverwirklichungsbestrebungen stehende Tätigkeit (vgl. ebd.: 181, 218). Doch längst nicht in allen Arbeitsbereichen sind derartige Möglichkeiten gegeben. Die Orientierung an einer singularisierten Lebensführung polarisiert laut Reckwitz nicht nur die Arbeitswelt, sondern führt viel weitreichender zur Entstehung neuer Klassenlagen (vgl. ebd.: 184, 274). Grundlegend für die neue Mittelklasse, die die singularisierte Idealvorstellung verkörpert (vgl. ebd.: 284), ist die Selbstverständlichkeit des Selbstverwirklichungsanspruches.

„Das Subjekt setzt sich hier als *befähigt* und *berechtigt* zur Selbstverwirklichung voraus; es sieht sich als Ort von Potentialen und nimmt für sich gewissermaßen ein moralisches Recht in Anspruch, sich so zu entfalten, wie es ihm in seiner Besonderheit entspricht.“ (ebd.: 290, H.i.O.)

Neben den unterschiedlichen Ressourcen zur Erfüllung des Selbstverwirklichungsimperatives in den unterschiedlichen Klassenlagen, führt Reckwitz weitere Probleme hinsichtlich der Orientierung an einer authentisch empfundenen Lebensführung an: So gibt es eine „Verzichtsaversion“ (ebd.: 344), die zugunsten der individuellen Entfaltung eine Festlegung auf spezifische Optionen ablehnt und damit das Potenzial einer Selbstüberforderung und Selbstentgrenzung birgt (vgl. ebd.: 343 f.). Zudem sei Selbstverwirklichung an sich nicht planbar, da erst in der rückwärtigen Betrachtung herausgestellt werden kann, ob das Ziel einer authentischen Lebensführung erreicht wurde. Das grundlegendste Problem scheint jedoch in den Affekten selbst als Seismograf für die gelungene Lebensführung zu liegen – Emotionen sind nicht nur subjektiv, sondern auch dynamisch und wandelbar. Die Tauglichkeit langfristiger Entscheidungen sei auf dieser Basis kaum abschätzbar (vgl. ebd.: 346 f.). Laut Reckwitz ist damit von einem „systematische[n] Enttäuschungsgenerator“ (ebd.: 22) auszugehen, für den die spätmoderne singularisierte Gesellschaft jedoch kaum kulturelle Bewältigungsmuster zur Verfügung stellt (vgl. ebd.: 347 f.).

Die Ausführungen von Reckwitz erweitern die Modelle von Beck und Keupp insbesondere um die Dominanz eines Selbstverwirklichungsanspruches, der sich auf affektive Bezugnahmen stützt und gesamtgesellschaftliche Wirkung entfaltet. Wie sich diese spätmodernen Entwicklungen auf Paarbeziehungen auswirken, wird in den folgenden Kapiteln betrachtet.

3 Modernisierungsprozesse und Paarbeziehungen: Das diskursive Ideal spätmoderner Liebesbeziehungen

Warum, so könnte man fragen, ist eine soziologische Auseinandersetzung mit Phänomenen wie Intimität, Liebe und Paarbeziehung überhaupt sinnvoll? Handelt es sich hierbei nicht um höchst subjektive und emotionsgeleitete Erlebnisse, die sich als quasi anthropologische Grundkonstanten nicht von gesellschaftlichen Entwicklungen, Strukturen und Normierungen bändigen lassen? Biologische und psychologische Auseinandersetzungen verweisen bei der Thematik der Liebesbeziehung primär auf individuumszentrierte Erklärungsansätze, wie körpereigene und intrapsychische Vorgänge, die etwa leidenschaftliche Anziehung, Bindungsbedürfnisse oder auch Beziehungskonflikte begründen sollen. Die Berücksichtigung sozialer Umwelten beschränkt sich dabei zumeist auf die primären Bindungserfahrungen als Grundlage der Ausprägung neuronaler Vernetzungen sowie mentaler Repräsentationen (und möglicher, damit einhergehender Dysfunktionalitäten).

Welchen Einfluss aber kulturelle Vorstellungen über Liebe und Partnerschaft haben und wie sich die gesellschaftliche Verortung von und Zuschreibungen an Paarbeziehungen auf eben diese auswirken, scheint in diesen Ausführungen irrelevant. „Die Liebe ist aber kaum zu erklären, ohne auf solche Bilder und ihre kulturelle Bedeutung einzugehen“ (Burkart 2008: 6), schreibt Burkart, einer der Hauptvertreter der deutschen Paarsoziologie, und verdeutlicht damit zugleich einen Kerngedanken dieser soziologischen Teildisziplin.

Um herauszuarbeiten, wie sich die im vorherigen Kapitel beschriebenen, spätmodernen Entwicklungen auf Paarbeziehungen auswirken, werden im Folgenden ausgewählte theoretische Grundlagen und empirische Erkenntnisse der soziologischen Paar- und Liebesforschung angeführt. Sie sollen nicht nur die Vielfalt und Funktion gesellschaftlicher Einflussgrößen veranschaulichen, sondern auch die damit einhergehenden Ambivalenzen sowie die in ihnen angelegten Konfliktpotenziale für die Paarbeziehungen aufspüren.

3.1 Paarsoziologie

Die soziologische Auseinandersetzung mit dem Paar als intime Beziehungsform fand lange Zeit unter dem Dach der Familienforschung statt. Die Betrachtung des verheirateten Paares erfolgte hier vorwiegend im Kontext des familiären Beziehungsgeflechts beziehungsweise im Hinblick auf die bevorstehende Familiengründung (vgl. Lenz 2003: 9). Nach dem „Golden Age of Family“ (Burkart 2018: 133) in den 1950er bis 1960er Jahren verlor die bürgerliche Kleinfamilie sukzessiv ihre normative Monopolstellung, womit neue Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung und letztlich ein Wandel der Beziehungsform einhergingen (vgl. Wutzler 2021: 11). Auch verlängerten sich Zeiträume, die ein Paar ohne Kinder verbringt (vgl. Burkart 2018: 140). Indem die Paarbeziehung gegenüber der Familie an Bedeutung gewann, rückte sie in das Interesse der soziologischen Aufmerksamkeit.

Als eigenständige Teildisziplin untersucht die Paarsoziologie seit den 1990er Jahren die Paarbeziehung als „soziale Institution“ (Burkart 2018: 29) und nimmt dabei die Wechselwirkungen von Paarbeziehungen auf der Mikroebene und den gesellschaftlichen Entwicklungen auf der Makroebene in den Blick (vgl. Wimbauer/Motakef 2019: 1104). Was unter dem Begriff der Paarbeziehung verstanden wird, ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Eine einheitliche Definition fehlt, da nicht unumstritten ist, welche Kriterien für eine Paarbeziehung charakteristisch sind, um einerseits der Vielfalt der Erscheinungsformen gerecht zu werden und andererseits eine Abgrenzung von anderen nahen Beziehungen (beispielsweise Freundschaften) zu ermöglichen. Lenz schlägt den Begriff der „Zweierbeziehung“ (Lenz 2003: 44) vor, der „ein[en] Strukturtypus persönlicher Beziehungen zwischen Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts“ (ebd.) meint und „sich durch einen hohen Grad an Verbindlichkeit (Exklusivität) auszeichnet, ein gesteigertes Maß an Zuwendung aufweist und die Praxis sexueller Interaktion einschließt“ (ebd.). Für Burkart hingegen sind das romantische Liebesideal und die Kulturabhängigkeit der Beziehungsform zentraler.

„Die soziale Institution des Paares ist, gestützt auf das kulturelle Wertmuster ‚Liebe‘, eine auf Dauer angelegte und sexuell fundierte Verbindung zweier Personen mit einer bestimmten Institutionalisierungsform (Sexualpartnerschaft, Wohn-Gemeinschaft, Ehe) und einer intimen Alltagspraxis.“ (Burkart 2018: 29)

Wutzler verweist auf den normativen Gehalt von Definitionen, die sich auf starre Zuschreibungen oder ein spezifisches Ausmaß bestimmter Merkmale gründen, beispielsweise hinsichtlich der Vertrautheit, Intimität oder Sexualität (vgl. Wutzler 2021: 35 f.). Der Autor plädiert daher dafür, dass die Paarsoziologie eher die Möglichkeit der Umsetzung dieser Aspekte – die „*Potentialität von Paarbeziehungen*“ (ebd.: 36, H.i.O.) als zentrales Merkmal der Beziehungsform definieren sollte. Damit würden auch die „temporale, emotionale und räumliche Vielfältigkeit von paarbiografischen Dynamiken in diversen Konstellationen, fluiden Verortungen, diffusen Grenzziehungen und materiellen Verankerungen“ (ebd. : 35) Berücksichtigung finden. Einigkeit besteht in der Paarsoziologie darüber, dass die soziale und historische Verortung bedeutenden Einfluss auf die Ausgestaltung der Paarbeziehung nehmen (vgl. Burkart 2018: 29; Lenz 2003: 50 f.; Wutzler 2021: 37).

Dieser Umstand und das Fehlen einer einheitlichen Definition der Paarbeziehung lassen bereits anklingen, dass divergierende kollektive Vorstellungen existieren, welche mit den diskursiven Entwicklungen der Makroebene zusammenhängen. Die Makroebene beinhaltet die in einer Gesellschaft vorhandenen normativen Setzungen, Wertvorstellungen und Wissensbestände über Liebe und Paarbeziehungen, welche über die individuelle sozialisatorische Aneignung selbstverständliche Gültigkeit erlangen (vgl. Burkart 2018: 25-27). Die angeeigneten Konventionen bieten den Partner*innen gesellschaftlich legitimierte Handlungsorientierungen, die Gefühle der Liebe und der Leidenschaft nicht von sich aus implizieren. Pointiert formuliert Leupold

entsprechend: „Aus ‚Ich liebe Dich‘ lassen sich nicht umstandslos Anhaltspunkte für die Entscheidung der Frage, wer den Abwasch erledigen soll, gewinnen.“ (Leupold 1983: 297)

Welche Vorstellungen von Liebe und Paarbeziehung als *normal* oder bedeutsam bewertet werden, ist dem Verständnis der Paarsoziologie nach abhängig von den gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen und Machtkonstellationen (vgl. Nay 2017: 292; Wagner 2004: 203 f.). Paarbeziehungen werden jedoch in der Paarsoziologie keinesfalls als „bloße Epiphänomene mitgebrachter Sozialisationserfahrungen oder vorgegebener Makrostrukturen“ (Lenz 2003: 48) verstanden. Vielmehr erschaffen die Partner*innen in der dyadischen Beziehungsform eine eigene emergente Ordnung, die als interaktionistische Umsetzung und Aushandlung der kollektiven Vorstellungen mehr umfasst als die Kombination der Eigenschaften der Partner*innen und diskursiv auf diese zurückwirken kann (vgl. Burkart 2018: 41; Lenz 2003: 48).⁷ Die interaktive Herstellung der paareigenen Wirklichkeitskonstruktion, gespeist aus der Bezugnahme auf diskursive kulturelle Vorstellungen und Leitbilder, fasst die gegenwärtige Paarsoziologie unter dem Begriff des „doing couple“ (Wimbauer/Motakef 2018). Beeinflusst wird das Paar bei der Beantwortung der Fragen, was es unter Liebe und Beziehung versteht und wie diese Verständnisse im alltäglichen Miteinander umzusetzen sind, zusätzlich von Logiken und Anforderungen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme. Derartige Interdependenzen fallen ebenso in das Forschungsfeld der Paarsoziologie, die somit wertvolle Erkenntnisse hinsichtlich der komplexen Situation von Paarbeziehungen in der Spätmoderne zu liefern vermag.⁸

3.2 Historische Genese des spätmodernen Beziehungsideals

„Woher wissen wir, was Liebe ist? Man hat es uns gesagt.“
(Karle 2014: 102 zitiert nach Roesler 2018b: 104)

So subjektiv wie Liebe und Partnerschaft scheinen, sind sie den soziologischen Ausführungen folgend, wie in dem Zitat von Karle anklingt, geprägt durch den kulturellen Zeitgeist. Diesem Verständnis nach lässt sich das Paar als „eine historisch variable soziale Institution“ (Burkart 2018: 49) beschreiben. Zur Plausibilisierung dieser Annahme wird im fachlichen Diskurs oftmals auf die historischen Entwicklungen von Liebesbeziehungen und Ehe verwiesen. Mögliche

⁷ Die daraus resultierende Wirklichkeitskonstruktion des Paares wurde bereits in früheren soziologischen Arbeiten thematisiert – so etwa bei Simmel, der sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts mit den Besonderheiten der Dyade als Beziehungsform befasste, oder bei Berger und Kellner, die 1965 in ihrem renommierten Aufsatz *Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit* den fortschreitenden Dialog der Partner*innen als gemeinsame Aushandlung sinnhafter Welt- und Selbstdeutung herausarbeiteten (vgl. Burkart 2018: 40 f.; Lenz 2003: 48 f.).

⁸ Der Vollständigkeit halber ist zu ergänzen, dass darüber hinaus auch paarsoziologische Ansätze existieren, die die Ausklammerung biologischer Faktoren zugunsten rein soziologischer Erklärungsmodelle gerade im Hinblick auf die leibliche Seite der Intimbeziehung als zu einseitig kritisieren. Angesichts neurobiologischer Erkenntnisse plädieren sie für eine Integration von anthropologisch-biologischen Sichtweisen und soziologischen Beschreibungen mit dem Ziel einer *biokulturellen* Perspektive. Müller-Schneider argumentiert: „Die soziologische Analyse (des Liebeslebens) braucht vielmehr einen *offenen* Sozialkonstruktivismus, der Prädispositionen einbeziehen kann, will sie nicht wesentliche Gesichtspunkte der sozialen Wirklichkeit aus den Augen verlieren.“ (Müller-Schneider 2019: 64, H.i.O.) Da der Fokus dieser Arbeit auf gesellschaftlichen Leitbildern liegt, wird diese interessante Perspektive hier nicht weiter verfolgt; sie soll jedoch nicht unerwähnt bleiben.

Annahmen über eine vermeintliche Selbstverständlichkeit oder gar Naturgegebenheit der Ausgestaltung der Beziehungsform werden durch die Darstellung des Wandels der Paarbeziehung und ihrer gesellschaftlichen Verortung grundlegend in Frage gestellt. Im Folgenden soll eine Auswahl soziologischer Eckpfeiler der Geschichte der Paarbeziehung als Grundlage dienen, um die Merkmale des spätmodernen Partnerschaftsideals zu kontextualisieren und in ihrer sozialen Emergenz sichtbar werden zu lassen.

Die Idee einer auf Liebe basierenden, verlässlichen und monogamen Beziehung stellt historisch gesehen ein junges Phänomen dar (vgl. Burkart 2018: 50). Die Eheschließung diente bis ins 18. Jahrhundert vorwiegend der wirtschaftlichen Absicherung sowie der Erhaltung und Ausweitung familiärer ökonomischer Interessen (vgl. ebd.: 54 f.). Leidenschaftliche Liebesbeziehungen fanden eher außerhalb der Ehe statt (vgl. ebd.: 57 f.). Eine erste Ablösung des Ehepaares aus den verwandtschaftlichen Bezügen erfolgte durch kirchliche Maßgaben, die über das Verbot der Verwandtenehe und das Postulat der freien Einwilligung die Unabhängigkeit des Ehepaares von den familiären Interessen beförderten (vgl. ebd.: 55 f.). Mit der Durchsetzung der christlichen Moralvorstellungen innerhalb der frühen Neuzeit (16.-18. Jahrhundert) ging jedoch auch eine Ächtung außerehelicher Sexualität (vgl. ebd.: 62) einher. Zwar war die Ehe als exklusiver Ort sexueller Handlungen vorgesehen, leidenschaftliche Liebe jedoch galt auch hier als unangemessen – sie war nicht nur schwer mit den strengen moralischen Vorgaben vereinbar, sondern stand zudem unter dem Verdacht, die rationale Entscheidungsfähigkeit einzuschränken und zu unvernünftigen Verhaltensweisen zu führen (vgl. ebd.: 57, 62). Die Tragweite und Umsetzung dieser Vorgaben differierten je nach Standeszugehörigkeit. Personen mit mangelnden Ressourcen wurden in ihrer Partner*innenwahl weniger durch ökonomische Faktoren, familiäre Interessen und sexuelle Moralvorstellungen eingeschränkt. Das Heiraten war zudem nicht allen Personengruppen erlaubt. Die strikte Trennung von ehelicher und leidenschaftlicher Liebe prägte eher Beziehungen im Adel und in den wohlhabenden Bevölkerungsschichten (vgl. ebd.: 64, 133; Leupold 1983: 300).

Mit den kulturellen Entwicklungen der Epoche der Romantik verbreitete sich ein neues Liebesideal, welches die Aufwertung emotionaler Empfindungen sowie die Betonung der Individualität implizierte (vgl. Burkart 2018: 65). Angeregt durch die literarischen Beschreibungen wurde die romantische Liebe als eine tiefgründige emotionale Bezogenheit auf die Einzigartigkeit des*der Partner*in herausgehoben und zu einem zentralen Merkmal der Beziehung erklärt. Die affektive Qualität der romantischen Liebe ließ die rationalen Bezüge der Umwelt verblasen und die Subjektivität des emotionalen Erlebens hervortreten: „Man liebt die Liebe.“ (ebd.: 67) fasst es Burkart zusammen. Dem Autor folgend lässt sich diese Entwicklung als „Individualisierungsschub“ (ebd.) bezeichnen, ohne den „die Intensivierung der Liebesvorstellung kaum denkbar“ (ebd.) gewesen wäre. Obwohl der ökonomische Absicherungscharakter der Ehe erhalten blieb, versprachen die selbstreflexive Zuwendung und das romantische Liebesideal nun erstmalig die dauerhafte Erfahrung des Lieben und Geliebt-Werdens als einzigartige

Persönlichkeit innerhalb der Ehe (vgl. Burkart 2018: 67 f.). Der Gedanke der Liebesee erreichte im historischen Verlauf weitere Bevölkerungsschichten und führte in Kombination mit rechtlichen Lockerungen hinsichtlich der Trauung nicht nur zu einem Anstieg an Eheschließungen, sondern ließ im 20. Jahrhundert die lebenslange, auf Liebe basierende Ehe zu einem selbstverständlichen Bestandteil biografischer Normalitätserwartungen werden (vgl. Burkart 2018: 133 f.; Leupold 1983: 301).

Obwohl dem romantischen Liebesideal ein egalitäres Verständnis zu Grunde liegt, ging damit keine Hinterfragung der patriarchalen Gesellschaftsordnung einher. Vielmehr schlug sich die Aufwertung von Emotionen vor dem Hintergrund der Industrialisierung und der damit verbundenen Trennung von Haus- und Erwerbsarbeit auch in geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und daran gekoppelten Handlungsmöglichkeiten nieder. Insbesondere im Bürgertum wiesen neuartige Phänomene wie „eine bis dahin so nicht gekannte intensive Mutterliebe; sowie Privatheit, Intimität und Häuslichkeit“ (Burkart 2018: 65) Frauen die Aufgabe der emotionalen und hauswirtschaftlichen Versorgung der Familie zu. Öffentlichkeit und Arbeitswelt galten hingegen, abgehoben von der Privatsphäre, als rationale Domäne der Männer (vgl. ebd.: 69). Die Annahme geschlechtsspezifischer Wesensmerkmale, die diese Entwicklungen begründeten, erhielten mit der fortschreitenden Verwissenschaftlichung ein naturalisierendes Fundament aus biologistischem und psychologisierendem Fachwissen (vgl. ebd.: 69 f.). Diese Zuspitzung der komplementären Rollenzuschreibungen im Bürgertum verfestigte die Unterordnung der Frau sowie ihre ökonomische Abhängigkeit und beschränkte ihre Handlungsmöglichkeiten auf den häuslichen und innerfamiliären Bereich (vgl. Elberfeld 2020: 543 f.; Lenz 2003: 54).

Beck spricht daher von einer „halbierten Moderne“ (Beck 1990b: 41), welche die zunehmende Selbstverwirklichung außerhalb der Ehe nur den Männern ermöglichte, während Frauen, zurückgebunden an die familiären Bezüge, unbezahlte Sorgearbeit verrichteten.⁹ Die Ehe sollte der Ort sein, an dem die vermeintlich wesenhaften Unterschiede zwischen Männern und Frauen harmonisch zusammenfinden und sich im Sinne einer romantischen Verschmelzung wechselseitig bereichern (vgl. Burkart 2018: 70 f.; Elberfeld 2020: 543 f.). Nach Beck war die geschlechtsspezifische Trennung von Arbeits- und Privatsphäre jedoch nicht nur auf die Realisierung romantischer Ideale ausgerichtet: Da „Erwerbsarbeit Hausarbeit voraussetzt“ (Beck 1990b: 40, H.i.O.), diente die Trennung der Sphären ebenso der Umsetzung ökonomischer Interessen der Industrialisierung. Diese Abhängigkeit der Erwerbsarbeit von der unbezahlten Sorgearbeit stützte jedoch ebenso die Ausformung der Privatsphäre. Burkart bezeichnet daher den aufkommenden Kapitalismus als „Entstehungsbedingung für [die] romantische Liebe“ (Burkart

⁹ Wagner weist Bezugnehmend auf die Studie „Der unentdeckte Wandel“ von Born, Krüger und Lorenz-Meyer (1998) darauf hin, dass weibliche Erwerbsorientierung jedoch auch schon zu Zeiten starrer geschlechtsspezifischer Biografieerwartungen existierte. Aufgrund der mangelnden sozialen Anerkennung wurden die damit verbundenen Erfahrungen jedoch diskret behandelt, fanden daher kaum Eingang in das gesellschaftliche Gedächtnis und blieben auch der Wissenschaft lange unbekannt (vgl. Wagner 2004: 170).

2018: 306): Er ermöglichte zum einen über die Lohnarbeit eine Unabhängigkeit des Paares von familiären Bezügen und ließ zum anderen mit der Formierung der Privatsphäre einen exklusiven Ort für emotionale und intime Beziehungen und Bedürfnisse entstehen.

Erste reflexive Bestrebungen, das asymmetrische Geschlechterverhältnis mitsamt seinen Folgen zu hinterfragen und alternative Lebensentwürfe wie das einer partnerschaftlichen *Gefährtenenehe* umzusetzen, brachten die Reformbewegungen Anfang des 20. Jahrhunderts hervor. Diese wurden jedoch mit der Zeit des Nationalsozialismus zugunsten einer völkisch fundierten Forcierung vermeintlich natürlicher Rollenbilder und menschenverachtender, eugenischer Zielsetzungen zurückgewiesen (vgl. Elberfeld 2020: 544-549).

Ab 1949 entwickelten sich mit den verschiedenen sozialstaatlichen wie kulturellen Entwicklungen in den zwei deutschen Staaten unterschiedliche Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten über Beziehungsgestaltungen; asymmetrische Geschlechterverhältnisse blieben aber weiterhin prägend. So war zwar in der DDR die Gleichberechtigung der Geschlechter gesetzlich verankert und die Vollzeiterwerbstätigkeit wurde gerade für Frauen und insbesondere für Mütter über vielfältige politische Maßnahmen gefördert (vgl. Mühling/Schreyer 2012: 13 f.). Dennoch kümmerten sich auch hier überwiegend die Frauen um den Haushalt und die Versorgung der Kinder (vgl. ebd.: 15). Andererseits entkoppelte die geforderte Vollzeiterwerbstätigkeit beider Geschlechter und eine darauf ausgerichtete soziale Infrastruktur die Beziehung von einer ökonomischen Absicherungsfunktion, was zusammen mit anderen sozialpolitischen wie kulturellen Entwicklungen mit einer Normalisierung von unehelichen Beziehungsmodellen und auch Trennungen einherging (vgl. ebd.: 16 f.).

Nach Elberfeld blieb das patriarchale Beziehungsideal auch in der BRD in den Nachkriegsjahren prägend und gab zusammen mit einer wieder erstarkenden christlichen Handlungsorientierung dem Aufstieg der bürgerlichen Kleinfamilie zum gesamtgesellschaftlichen Leitbild Rückenwind (vgl. Elberfeld 2020: 492, 549 f.).¹⁰ Privat wie öffentlich wurden in den 1950er Jahren aber ebenso Fragen der Gleichberechtigung der Geschlechter lauter und stießen im diskursiven und demokratischen Ringen bedeutsame Wandelungsprozesse an: Egalitäre Tendenzen fanden ihren Weg in die Beziehungen nicht nur über zunehmende partnerschaftliche Aushandlungsprozesse, sondern ebenso über rechtliche Neuerungen, wie etwa das 1958 in der BRD in Kraft tretende Gleichberechtigungsgesetz, welches das Letztentscheidungsrecht des Ehemannes aufhob und die Möglichkeiten der Frauen hinsichtlich eigener Erwerbstätigkeit ausweitete (vgl. DB 2017; Elberfeld 2020: 556). Auch in den kommenden Jahrzehnten setzten sich

¹⁰ Diese Entwicklungen sind nach Elberfeld auch eine Reaktion auf die diagnostizierte *Krise der Familie* angesichts der Kriegsfolgen. Interessanterweise arbeitet der Autor heraus, dass der bürgerlichen Kleinfamilie seit ihrem Aufkommen im 18. Jahrhundert im Kontext kultureller und modernisierungsspezifischer Veränderungen latent Krisen bescheinigt wurden. Elberfeld plädiert daher dafür, Krisendiagnosen als performative Praktiken zu begreifen, die hegemoniale Vorstellungen von Familien implizieren, und in ihrer historischen wie sozialen Verortung kontextualisiert werden sollten (vgl. Elberfeld 2020: 484-488).

Entwicklungen in diese Richtung fort und spitzten sich mit den Bewegungen der 1968er zu. Das traditionelle patriarchale Partnerschaftsideal wurde im Rückgriff auf politische Bestrebungen und wissenschaftliche Theorien einer vielschichtigen Kritik unterzogen: Feministische Ansätze richteten ihren kritischen Blick auf das asymmetrische Geschlechterverhältnis sowie die Zuschreibung vermeintlich natürlicher Geschlechtercharakteristika und forderten in Ablehnung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung eine Gleichberechtigung der Partner*innen. Die Paarbeziehung galt als politischer Raum, in dem um nichts weniger als die Reproduktion patriarchaler Herrschaftsverhältnisse zu kämpfen war (vgl. Burkart 2018: 15 f.; Elberfeld 2020: 556 f.). Eine weitere Dimension der Kritik hinterfragte die Partnerschaft im Lichte psychologischer Theorie. Die Psychologisierung und Therapeutisierung der Beziehung führte als Phänomen des 20. Jahrhunderts die psychische Gesundheit, die autonome Selbstverwirklichung sowie die Vorstellung einer authentischen Persönlichkeit als relevante Konstrukte in das Themenfeld ein. Ganz im Sinne der Individualisierung wurde das autonome Subjekt in den Fokus gerückt – die Paarbeziehung sollte nicht mehr länger Ort der romantischen Verschmelzung sein oder der Selbstaufopferung aus Liebe dienen, sondern vielmehr geeignete Bedingungen für die und wechselseitige Unterstützung bei der individuellen Selbstverwirklichung realisieren (vgl. Burkart 2018: 300; Elberfeld 2020: 559; Illouz 2011: 294-296).

Die emanzipativen Bewegungen und kritischen Perspektiven kulminierten letztlich in einem normativen Wertewandel und schließlich in der Durchsetzung des gleichberechtigten Partnerschaftsleitbildes. Freigesetzt aus den bisherigen normativen Bindungen und naturalisierenden Rollenzuschreibungen, wurden für die Partner*innen nun ein „Verhandlungsimperativ“ (Elberfeld 2020: 557) sowie eine Orientierung an psychologischem Wissen und Erleben leitend (vgl. ebd.: 576). Die sich daraus ergebenden neuen Freiheiten der Beziehungsgestaltung wurden durch die Ausweitung der ökonomischen Unabhängigkeit der Frauen, die Bildungsexpansion, weitere auf Gleichberechtigung zielende Gesetzesänderungen und neue Möglichkeiten der Empfängnisverhütung befördert. Normative Lockerungen betrafen beispielsweise die traditionelle Verbindung von Sexualität, Zusammenleben und Ehe; Scheidungen erlangten gesellschaftliche Akzeptanz und Anfänge der Entstigmatisierung homosexueller Beziehungen zeigten sich (vgl. ebd.: 131).

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts stellte sich nach Elberfeld mit dem Verschwinden des traditionellen Beziehungsideals und vor dem Hintergrund der Gestaltbarkeit der Partnerschaft sowie der Fokussierung des emotionalen Erlebens „ein nüchterner Pragmatismus“ (Elberfeld 2020: 575) ein: Die Paarbeziehung wurde „zu einem zeitlich begrenzten Projekt, das man solange betrieb, wie sich beide Seiten einen individuellen Nutzen davon versprachen.“ (ebd.) Das romantische Verständnis von Liebe wurde damit jedoch nicht obsolet, sondern erfuhr unter der Zielstellung einer authentischen Selbstverwirklichung eine Aufwertung – versprach die romantische Idee doch die uneingeschränkte und dauerhafte Wertschätzung der Einzigartigkeit der*des Partners*in (vgl. ebd.: 597 f.). In diesem Sinne sollte die spätmoderne Partnerschaft

ein Ort sein, der zwei autonome Individuen in Liebe vereint, die ihre Beziehung unter der Maßgabe gleichberechtigter Aushandlungsprozesse derart gestalten, dass beide im Einklang mit ihrer Persönlichkeit sowie ihrem psychischen Erleben, ihrem Streben nach Authentizität und Selbstverwirklichung nachkommen können. Das Bild dieser von traditionellen Normen und familiären Interessen freigestellten Paarbeziehung wurde auch durch seine mediale Verbreitung und der damit einhergehenden, zunehmend enttabuisierten Darstellung der Vielfalt von Beziehungsformen gestützt (vgl. Burkart 2018: 257). Auch die Ausweitung digitaler Kontaktmöglichkeiten hatte Anfang des 21. Jahrhunderts Einfluss auf die Idee von Liebesbeziehungen abseits traditioneller Vorstellungen, insbesondere hinsichtlich rationaler Überlegungen und Ansprüchen bei der Partner*innenwahl (vgl. Illouz 2006: 120).

Mit Blick auf die Ausführungen kann festgehalten werden, dass das spätmoderne Verständnis von Liebe und Paarbeziehung keinesfalls selbstverständlich ist. War die Ehe als Beziehungsform in der vorindustriellen Zeit noch als religiös geprägte Institution mit ökonomischen Absicherungscharakter ausgelegt, wurde in der bürgerlichen Romantik die individuelle Perspektive bedeutsam. Im Sinne von Becks Individualisierungstheorie kann hier nicht nur der Beginn einer Freisetzung des Paares aus den bislang gültigen sozialen Bezügen festgestellt werden, sondern ebenso eine Re-Integration über die geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen in eine von marktwirtschaftlichen Rationalitäten geprägte Welt. Die Entzauberung der Liebesbeziehung durch die Hinterfragung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses im Rückgriff auf politische Gerechtigkeitsansprüche und psychologische Erklärungsmodelle nahm der Liebe ihren einst schicksalhaften und irrationalen Charakter und konfrontierte sie mit egalitären Ansprüchen (vgl. Illouz 2011: 291-311). Gerade die individualisierte Bezugnahme auf das psychische Erleben und die daraus abgeleitete Deutung und Funktion der Partnerschaft als „Identitäts- und Sinnressource“ (Elberfeld 2020: 575) im Streben nach authentischer Selbstverwirklichung lässt die Paarbeziehung ganz im Sinne von Reckwitz' Singularisierungsbegriff heute zu einem relevanten Gestaltungsort authentischer Lebensführung werden.

3.3 Charakteristische Merkmale des spätmodernen Beziehungsideals

Die in den Ausführungen bereits angeklungenen charakteristischen Merkmale des spätmodernen Beziehungsideals sollen im Folgenden unter Einbezug der Perspektive der Mikroebene zusammenfassend dargestellt werden. Die Ausdifferenzierung ist hier idealtypisch zu verstehen, da die aufgeführten Aspekte sich inhaltlich überschneiden und wechselseitig beeinflussen.

Romantisches Liebesideal

Die romantische Liebe beschreibt ein bedingungsloses und wechselseitiges, jedoch nicht einfordersames Gefühlserleben, welches auf die Individualität der anderen Person ausgerichtet ist (vgl. Tyrell 1987: 570 f., 581). Lenz hebt diesbezüglich die Bedeutung der Subjektivität des Erlebens der Liebe hervor:

„Sie hat ihren Grund in sich, sie kennt keine Instanz und kann auch keine zulassen, die außer den Individuen selbst über das Vorhandensein von Liebe zu befinden hat.“ (Lenz 1998: 80)

Für die Liebenden besitzt dieses emotionale Empfinden nach Tyrell „Höchstrelevanz“ (Tyrell 1987: 570), was die Exklusivität der Beziehungsform begründet. Andere Personen, ebenso wie die Logiken der sozialen Welt, erscheinen angesichts des Liebeserlebens als unbedeutend (vgl. Burkart 2018: 35). Aufgrund der Absolutheit der affektiven Bezogenheit ist die Liebe auf Dauerhaftigkeit ausgelegt. Schließlich käme „wohl niemand“, wie Burkart schreibt, „auf die Idee, eine zeitliche Begrenzung vorzusehen“ (ebd.: 29), sobald eine Beziehung eingegangen wurde. Ein weiteres Merkmal der romantischen Liebe ist die mit ihr verbundene Thematisierungsoffenheit, die einen Austausch über alle individuell bedeutsamen Aspekte innerhalb der Partnerschaft ermöglicht. Sie ist damit zugleich „*unspezifisch* und *höchstpersönlich*“ (ebd.: 35, H.i.O.). Von besonderer Bedeutung ist auch die leibliche Seite der romantischen Liebe, die neben dem emotionalen Empfinden auch intime Praktiken und Sexualität zu umfassen vermag (vgl. ebd.).

Partnerschaftlichkeit

Die Partnerschaft als Beziehungsform geht von zwei gleichberechtigten Partner*innen aus, die sich unabhängig von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen auf Augenhöhe begegnen und reziproke Interaktionen anstreben (vgl. ebd.: 34, 244). Gerade diese Ausrichtung auf ein egalitäres Miteinander unterscheidet die Partnerschaft von der Liebesbeziehung:

„Während die Liebe bedingungslos ist, kann Partnerschaft gerade nicht auf Bedingungen verzichten. Sie ist eine Vereinbarung auf rationaler Grundlage, ist auf Gegenseitigkeit gegründet, sie verlangt Gerechtigkeit und Gleichheit, während Liebe darauf großzügig verzichten kann.“ (ebd.: 218)

Zugleich ist die Partnerschaft auf die Liebe angewiesen, da nur diese die spätmoderne Beziehung hervorbringen und in ihrer besonderen Form aufrechterhalten kann (vgl. Lenz 2003: 280). In diesem Verhältnis ist die Partnerschaft nach Koppetsch als „eine Art ‚politisches System‘“ (Koppetsch 1998: 117) zu verstehen, welches danach strebt, die Aufopferungsbereitschaft der Liebe zugunsten der Berücksichtigung der Bedürfnisse aller Beteiligten sowie einer gerechten Aufgabenteilung einzudämmen. Dies ist umso nötiger in Anbetracht der Tatsache, dass sich durch den Wegfall bislang gültiger Normen die Möglichkeitsräume der Beziehungsgestaltung weiter aufgespannt haben. Um in dieser kontingenten Situation geeignete Lösungen zu finden, verfolgt die Partnerschaft das Prinzip „Diskurs bzw. Aushandeln statt Norm“ (Hiebinger 2006: 71) und setzt damit eine umfassende Kommunikationsbereitschaft, Offenheit und Selbstreflexivität der Partner*innen voraus. Nach Burkart ist das Modell der Partnerschaft „Symptom des Modernisierungsdrucks“ (Burkart 2018: 219). Denn das einst durch die romantische Liebe aus gesellschaftlichen Bezügen gelöste Paar kann über die Rationalitäten der Partnerschaft in Form der Wahrung der Autonomie der Partner*innen, der Verfolgung ökonomischer Logiken und

dem Gerechtigkeitsimperativ in die öffentlichen Sinnbezüge der Spätmoderne reintegriert werden (Burkart 2018: 317).

Authentizität und Selbstverwirklichung

Nicht nur die Aushandlung einer paareigenen Beziehungsrealität hebt die Relevanz selbstreflexiver Bezugspunkte wie individueller Empfindungen, Werte und Wünsche hervor, sondern auch der mit der Verbreitung von psychologischen Wissensbeständen und Selbstoptimierungsgedanken einhergehende Trend zur Selbstverwirklichung. Dieser gründet nach Cabanas auf einer „breiten gesellschaftlichen Forderung nach emotionaler Rationalität, bei der die Gefühle in den Bereich der individuellen Verantwortung fallen“ (Cabanas 2018: 253). Ausgangspunkt dabei ist die Annahme eines nach Entwicklung und Entfaltung strebenden Selbst, welches über die bewusste Ausrichtung seiner Lebensführung entlang seiner mentalen Zustände und Prozesse das Glücksversprechen einer authentischen Lebensführung einzulösen sucht (vgl. ebd.: 256, 263). Gefühle erfahren in diesem Sinne eine über das romantische Ideal hinausgehende Aufwertung. Sie sind, mit Illouz gesprochen, nichts geringeres als „die Bausteine jener Ontologie“ (Illouz 2018: 273) des authentischen Selbst. Die spätmodernen Paarbeziehungen sollen diesem Selbst sowohl (Frei-)Raum für die individuelle Entfaltung bieten als auch wechselseitige Unterstützung beim Ergründen und Realisieren des authentischen Lebensstils. Entsprechend zeugen der „Bedarf nach Selbst-Sein“ (Burkart 2018: 72) und „Aufrichtigkeit“ (ebd.) sowie „gesteigerte[] Autonomie-Ansprüche[]“ (Lenz 2003: 50) als feste Bestandteile des spätmodernen Beziehungsideals vom Niederschlag des Selbstverwirklichungsgedankens. Die Selbstreflexion und Selbstthematisierung des*der Einzelnen ermöglichen in der Paarbeziehung nicht nur einen intimen Austausch zwischen den Partner*innen, sondern bilden darüber hinaus die Basis für ein Zusammenfließen der authentischen Lebensentwürfe der autonomen Individuen (vgl. Burkart 2008: 173, 244). Giddens verwendet hierfür die Bezeichnung der „reine[n] Beziehung“ (Giddens 1993: 69). Sie ist hinsichtlich der gemeinsamen Selbstverwirklichung getragen von gleichberechtigten Aushandlungsprozessen und wird nicht mehr als zwingend dauerhaft gedacht, sondern in Abhängigkeit vom Vorhandensein intimer Gefühle aufrechterhalten (vgl. ebd: 72 f., 201). Diese Heraushebung der Bedeutung von Gefühlen konturiert Paarbeziehungen in der Spätmoderne maßgeblich. Illouz spricht gar von einem „Regime emotionaler Authentizität“ (Illouz 2011: 62). Der Anspruch einer authentischen Lebensführung münde in einer Art *Monitoring* der affektiven Grundlage der Beziehungsform.

„Ein Regime emotionaler Authentizität bringt die Menschen dazu, ihre eigenen Gefühle und die anderer genaustens zu hinterfragen, um über die Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und künftige Bedeutung ihrer Beziehungen zu entscheiden. ‚Liebe ich ihn wirklich, oder ist es nur Lust?‘ – ‚Wenn ich ihn liebe, wie tief, stark und echt ist meine Liebe?‘ – ‚Ist diese Liebe gesund oder narzißtisch?‘“ (ebd.: 63, H.i.O.)

Die Reflexion des eigenen emotionalen Empfindens wird nicht nur zu einer relevanten Größe für Beziehungsgestaltungsfragen, sondern erhält auch für die Fortführung der Beziehung einen *epiphanischen* Charakter (vgl. Illouz 2011: 63).¹¹

Bedeutungssteigerung

Obwohl mit dem Verweis auf die Relevanz der emotionalen Beziehungsbasis und dem Wunsch nach authentischer Lebensführung eine mögliche Instabilität der Beziehungsform prädestiniert scheint, verliert die Paarbeziehung dadurch weder an Beliebtheit noch an Bedeutung. Das Gegenteil ist der Fall, denn angesichts der spätmodernen Forderung nach einer individualisierten Lebensführung und der Auflösung identitätsstiftender Bezugspunkte verspricht die Paarbeziehung etwas überaus Wertvolles: einen identitätssichernden Ort, der die individuelle Einzigartigkeit nicht nur zulässt, sondern diese wertschätzend heraushebt und darüber in besonderem Maße Selbstwert generiert (vgl. Burkart 2018: 216; Illouz 2011: 210; Lenz 2003: 194). Zudem vermag die fortschreitende Dauer der dyadischen Interaktion das Ausmaß an Identitätsarbeit zu reduzieren, da sie verlässliche Bilder und Gewissheiten über die Partner*innen und ihre Beziehung entstehen lässt (vgl. Lenz 2003: 200). Die spätmoderne Beziehung wird somit „ein Magnetfeld menschlicher Sehnsüchte“ (Burkart 2018: 2). Sie hat im Erleben der von Liebe getragenen Zweisamkeit und wechselseitigen Anerkennung nach Beck gar einen transzendentalen Charakter – als „Nachreligion“ (Beck 1990a: 231) verleiht die Liebe den Interaktionen der Partner*innen ihre eigene Sinnesebene und schürt den Glauben an ihre besonderen Qualitäten, an authentische Wertschätzung, Verbundenheit und Intimität. Interessanterweise ist es gerade die Beendigung einer Paarbeziehung, die nach Einschätzung der Paarsoziologie für die spätmodernen Aufwertung der Beziehungsform und das Wertmuster der Liebe sprechen. Die Auflösung einer Beziehung erfolge, da die idealisierten Erwartungen an die Beziehung nicht eingelöst werden konnten (vgl. Lenz 2003: 24). Entsprechend formuliert auch Beck-Gernsheim: „[L]ieber die Ehe beenden, als sich mit Mängeln abfinden und von der Glückserwartung Abstriche machen.“ (Beck-Gernsheim 1990: 125) In diesem Sinne lässt sich auch auf das Phänomen der seriellen Monogamie verweisen. Gemeint ist damit, dass Personen eher mehrere aufeinanderfolgende kurze Beziehungen eingehen, in diesen aber die Werte der Treue, Exklusivität und Verbundenheit hochhalten (vgl. Burkart 2018: 101 f.).¹²

¹¹ An dieser Stelle sei noch einmal darauf verwiesen, dass es sich hier um idealtypische Vorstellungen handelt. Gerade die Entscheidung über die Fortsetzung oder Auflösung einer Beziehung unterliegt in der gelebten Praxis neben den Emotionen selbstverständlich auch weiteren Gründen. So führt beispielsweise Wimbauer an, dass die Entscheidung über Trennung und Scheidung in weiten Bevölkerungsteilen maßgeblich von der sozialökonomischen Lage beeinflusst wird. Gerade für Frauen und Alleinerziehende geht eine Trennung oftmals mit einem hohen Risiko prekärer Lebensverhältnisse einher (vgl. Wimbauer 2021: 52).

¹² Empirisch belegen lässt sich diese Aussage mit Blick auf eine Untersuchung von Eckard (2015). In der Analyse von Daten aus vier Umfrageerhebungsinstrumenten untersucht der Autor die Langfristigkeit von Bindungen anhand von Geburtenjahrgängen und kommt zu dem Ergebnis, dass etwa seit den 1980er Jahren ein Rückgang langfristiger Beziehungen und eine Zunahme von kurzfristigen Beziehungen (kürzer als 1 Jahr) gerade bei den jüngeren Generationen zu verzeichnen ist (vgl. Eckard 2015: 51 f.).

Pluralität

Das Streben nach einem den individuellen Bedürfnissen und Ansprüchen an Paarbeziehung entsprechenden Beziehungsalltag führt zu einer Pluralisierung spätmoderner Liebes- und Lebensformen. Der Begriff Pluralisierung meint in diesem Sinne die Auflösung hegemonialer Vorstellungen über Paarbeziehungen, beispielsweise hinsichtlich ihrer Bedeutung und Verortung im Lebenslauf und ihrer Ausgestaltung (Burkart 2018: 98). Zu viele Stellschrauben lassen sich in der Aushandlung relevanter Handlungsorientierungen zwischen den Partner*innen bewegen, anpassen oder gar neu installieren, um den Vorstellungen von Liebe, Treue, Verbindlichkeit, Intimität, Sexualität, Partnerschaft, Gerechtigkeit, Arbeitsteilung, Selbstverwirklichung etc. mit nur einer Folie gerecht zu werden. So finden sich in der paarsoziologischen Fachliteratur neben dem verheirateten Paar als Kern einer Kleinfamilie weitere Paarformen, wie unverheiratete Paare mit und ohne Kinder(wunsch), Paare mit und ohne gemeinsamen Haushalt (selbstgewählt oder aufgrund äußerer Umstände), Doppelkarrierepaare, Paare mit homo-, hetero-, poly-, pan- oder asexuellen Orientierungen, um nur einige zu nennen. Die Paarbeziehung wird in der Spätmoderne ganz im Sinne des *doing couple* zu einer „individuelle[n] Herstellungsleistung“ (Wutzler 2021: 25, in Anlehnung an Jurczyk 2014). Hinsichtlich der Pluralisierung von Beziehungsformen lassen sich im fachlichen Diskurs unterschiedliche Deutungen finden. Burkart führt etwa an, dass die Diversifizierung von Beziehungsformen im Kontext der Veränderung biografischer Ablaufmuster zu sehen ist und unterschiedliche Beziehungskonzepte eher aus unterschiedlichen Lebensphasen als aus individuellen Wahlprozessen resultieren (vgl. Burkart 2018: 98). Dem ist mit Schneider entgegenzuhalten, dass neben dem äußeren Erscheinungsbild der Beziehungsform auch die Binnenstruktur und die individuellen Sinngebungen im Kontext der Pluralisierungsthematik zu betrachten sind. Der Autor stellt fest, dass trotz äußerer Ähnlichkeiten die internen Merkmale der Lebensformen zunehmend differieren und die Verteilung und Akzeptanz in der Bevölkerung gegenüber diesen vielfältigen Gestaltungsformen steigen (vgl. Schneider 2001: 87 f.). Wutzler hingegen betont die Fluidität von Paarbeziehungen sowie die paarinternen interaktionistischen Dynamiken, die abseits normativer Vorstellungen offene und sich wandelnde Beziehungskonzepte möglich machen (vgl. Wutzler 2021: 34 f.). Eine derartige Argumentation, die von sich wandelnden Dynamiken innerhalb von Paarbeziehungen ausgeht, lässt Schneiders Ausformulierungen von Kriterien zur Beurteilung der Pluralität als zu starr erscheinen und hebt die Pluralisierungsdebatte auf eine neue qualitative Ebene. Die spätmoderne Paarbeziehung lässt sich in diesem Verständnis als „unabgeschlossene Praxis des Werdens [fassen], die Ideale nicht zwangsläufig zurückweist, sondern über die sich mit Idealen implizit oder explizit mehr oder weniger transformativ auseinandergesetzt wird.“ (ebd.: 35)

Letztlich ist es diese Gestaltbarkeit, die eine Vielgestalt der Institution Paarbeziehung in der Spätmoderne ermöglicht und ganz im Sinne der zeitdiagnostischen Individualisierungs- und

Singularisierungstheorie die komplexen und interdependenten Ansprüche an Paarbeziehungen im Rahmen paarinterner Beziehungsarbeit zu organisieren sucht.

4 Ambivalente Leitbilder und Praxen gelebter Paarbeziehungen

Spätmoderne Beziehungsideale erfahren mit Blick auf aktuelle empirische Untersuchungen breite gesellschaftliche Zustimmung. So gaben beispielsweise in einer Onlineumfrage mit deutschen Internetnutzer*innen (n=5.737) aus dem Jahr 2018 die meisten der Befragten (61,1 Prozent) an, dass sie in ihrem „Partner einen Seelenverwandten finden“ (statista 2020a: 19) möchten. Die zweithäufigste Zustimmung (55,1 Prozent) erhielt die Aussage „Ich brauche einen Partner, bei dem alles passt, sonst lasse ich mich nicht auf die Beziehung ein.“ (ebd.) Nur etwa ein Drittel der Befragten (31,8 Prozent) war bereit, eher „Kompromisse [einzugehen], als lange nach dem perfekt passenden Partner zu suchen.“ (ebd.) Eine Telefonumfrage (n=5.000) aus dem Jahr 2012 zeigte eine umfassende Zustimmung (97,8 Prozent) zu den Aussagen, dass das Funktionieren einer Partnerschaft davon abhängt, dass „man sich liebt“ und „dem anderen Freiräume lässt“ (vgl. Diabaté 2015: 88). Und auch unter den Zwölf- bis 25-jährigen, die im Rahmen der 18. Shell Jugendstudie im Jahr 2019 (n=2.572) befragt wurden, zeigte sich die hohe Bedeutung von Paarbeziehung und selbstbestimmter Lebensführung. Für beinahe die Gesamtheit der Befragten (97 Prozent) waren ein „Partner, dem man vertrauen kann“ („wichtig“: 94 Prozent; „teils, teils“: 3 Prozent) und ein „gutes Familienleben“ („wichtig“: neunzig Prozent; „teils, teils“: sieben Prozent) sowie eigenverantwortlich „leben und handeln“ („wichtig“: 89 Prozent; „teils, teils“: acht Prozent) erstrebenswerte Lebensziele (vgl. Schneekloth 2019: 106).

Zunächst sprechen derartige Untersuchungsergebnisse also für die Gültigkeit des spätmodernen Liebesideals – jedoch geben sie keine Auskunft darüber, an welche konkreten Vorstellung über Paarbeziehung und den gelebten Beziehungsalltag die Befragten dachten, als sie ihre Zustimmung für die entsprechende Antwortmöglichkeit bekundeten.

In der gelebten Praxis schimmert die Idealschablone in vielfältigen Ausprägungen. Die gelebten Beziehungen unterscheiden sich ganz im Sinne der Pluralisierung in ihren Verständnissen relevanter Begriffe und Kriterien sowie den daraus abgeleiteten Erwartungen. Zudem existieren trotz der diskursiven Prominenz des spätmodernen Ideals weiterhin Einstellungen und Beziehungskonzepte, die sich an *traditionellen* Werten orientieren. Wie kommt das zustande? Im soziologischen Verständnis zeichnen sich in der Heterogenität der Praktiken auf der Mikroebene der Niederschlag sozialer Anerkennungsverhältnisse und machtförmiger Dynamiken der Makroebene ab (vgl. Lindner 2012: 63 f.), die auch in der Spätmoderne durch die „Ungleichzeitigkeit von Modernisierungsprozessen“ (Wohlrab-Sahr 1997: 34) geprägt sind. Zudem kann bezugnehmend auf Reckwitz‘ Singularisierungstheorie abseits einer diachronen Vorstellung des Modernisierungsgeschehens der affizierende Charakter unterschiedlicher Wert- und Lebensmuster eine Ausdifferenzierung der Binnenstruktur von Paarbeziehungen befördern (vgl.

Reckwitz 2017: 293). Mit Herma gesprochen, ist deshalb in Sachen Liebe von der „Vorstellung eines homogenen Zeitgeistes“ (Herma 2009: 59) abzusehen.

Im Folgenden soll mithilfe einer Auswahl an empirischen Erkenntnissen und theoretischen Annahmen zu den Themen Liebe, geschlechtsspezifische Zuschreibungen sowie zu Leitbildern der Paarbeziehung im Allgemeinen ein Einblick in die Vielfalt gegenwärtiger Beziehungs- und Liebesverständnisse ermöglicht werden.

4.1 Liebesverständnisse

Drei Wahrheiten der Liebe

„Wir müssen Liebe im Plural denken, als etwas *Disparates*.“ (Bethmann 2013: 86, H.i.O.), stellt Bethmann in ihren Untersuchungen zu Vorstellungen über die Liebe und den damit verbundenen sozialen Herstellungsprozessen fest. Die Arbeiten der Soziologin basieren auf der Auswertung von 18 Gruppendiskussionen¹³ und untersuchen Liebe als Phänomen, das sich in kollektiven Orientierungsmustern abzeichnet und in interaktiven Prozessen realisiert wird. Ausgangspunkt ihrer Forschung ist dabei die Annahme, dass Liebe im sozialen Miteinander performativ hergestellt werden muss und zwar derart, dass die damit verbundenen Äußerungen, Gesten und Handlungen vor dem Hintergrund eines scheinbar allgemeingültigen Wissens über Liebe für andere erkenn- und verstehbar werden (vgl. ebd.: 12, 62, 142). Die Diskurse über die Liebe fungieren somit als die „heimliche[n] Autoren‘ von Sprechakten“ (ebd.: 78) und Praktiken, welche im alltäglichen Miteinander die diskursiven Vorstellungen von Liebe reproduzieren und verhandeln. „Sprechhandlungen sind [in diesem Sinne] situative Positionierungen“ (ebd.: 84), die sich im Rahmen des Gruppendiskussionsverfahrens erheben lassen.

Bethmann kommt in ihrer Analyse zu dem Ergebnis, dass sich in den Gruppendiskussionen drei „Wahrheiten der Liebe“ (ebd.: 120) abzeichnen, auf die sich die Teilnehmenden beziehen. Gerade für den Kontext des spätmodernen Liebesideals ist dabei interessant, dass die unterschiedlichen Wahrheiten auch mit verschiedenen „Konstruktionen von Individualität und Autonomie“ (ebd.: 181) einhergehen, die letztlich in den Wechselwirkungen mit anderen Aspekten der Paarbeziehungen (beispielsweise Gerechtigkeitsvorstellungen oder Kommunikationsverhalten) ihre Schatten vorauswerfen. Im Folgenden werden die drei Wahrheiten überblicksartig dargestellt.

„Liebe als Vollzug, oder: Liebe ist ein Arrangement, das funktioniert“ (ebd.: 121)

Das Konzept der Liebe als Vollzug geht von einer pragmatischen Vorstellung aus, in der die Stabilität der Beziehung und die Handlungsfähigkeit des Paares das Vorhandensein der Liebe bezeugen. Liebe wird dabei nicht getragen von der Einzigartigkeit der Personen oder

¹³ Erhoben wurden die Gruppendiskussionen im Zeitraum von 2008 bis 2011 in Deutschland. Hierbei wurde, auch mit Blick auf die Mittelschichtbias der soziologischen Liebesforschung, ein breites Sample mit einer größtmöglichen Heterogenität der Teilnehmenden gewählt, das im Sinne des Theoretical Sampling der Grounded Theory im Verlauf der Forschung die Kontrastierung leitete (vgl. Bethmann 2013: 58 f.).

überschwänglichen Gefühlen und Handlungen, sondern ergibt sich aus der Dauerhaftigkeit des funktionalen gemeinsamen Tuns im Rahmen der Alltagsbewältigung und *normaler*, lebensphasenspezifischer Beziehungsgestaltung. Die Liebe versucht im Streben nach Tragfähigkeit und realistischen Ansprüchen extreme Gefühlslagen zu vermeiden und sich mit den Eigenarten des*der Partner*in zu arrangieren, um die gemeinsame Beziehung zu sichern. Die Partner*innen orientiert sich hierbei an verbindlichen moralischen Verpflichtungen (u.a. auch im Rückgriff auf Normen, Traditionen oder religiöse Orientierungen), die es mit Blick auf die angestrebte Beziehungsstabilität einzuhalten gilt. Nicht die inneren, authentischen Zustände der Person sind von Interesse, sondern ihr Handeln. Bethmann spricht daher von einem „performativen Selbst“ (Bethmann 2013: 151), das diese Art zu lieben hervorbringt. Abseits der moralisch ausgelegten Partner*innenrolle bleibt in anderen Lebensbereichen oder in der zeitweisen Distanzierung zu dieser Rolle das Ausleben der eigenen Individualität möglich (vgl. ebd.: 121-127, 152-157, 180).

„Liebe als Selbsterkenntnis, oder: Liebe ist ein Ausdruck einer inneren Wahrheit“ (ebd.: 127)

Diesem Verständnis nach ergibt sich Liebe nicht aus allgemeingültigen Vorstellungen, sondern ist etwas durch und durch Individuelles. Entscheidend ist hierbei die selbstreflexive Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und biografischen Erfahrungen, über die ein wechselseitiger Austausch zwischen den Liebenden stattfinden soll. Die gegenseitige Wertschätzung der Individualität mit all ihren Unterschieden ist wesentliches Merkmal des Liebesverständnisses. Die Beziehung zielt darauf ab, den Beteiligten einen Rahmen zu bieten, indem ihre Individualität gelebt werden und wachsen kann. Der eigene authentische Lebensentwurf soll beibehalten und gepflegt und nicht dem*der anderen zu Liebe verändert werden. Somit werden auch Konflikte eher als Gelegenheit verstanden, die Persönlichkeit des anderen noch besser kennenzulernen und sich gemeinsam zu entwickeln. Um der geforderten authentischen Kommunikation nachkommen zu können, bedarf es eines „detektivischen Selbst“ (ebd.: 161), welches (auch mithilfe therapeutischer Techniken und Ratgeberliteratur) seine inneren Zustände ergründet, diese deutet und dem*der anderen offenbart. Die Autonomie der Persönlichkeit, die damit erreicht werden soll, ist nach Bethmann paradox, da sie die ganzheitliche Offenlegung innerer Zustände voraussetzt und diese der Bewertung durch den*die Partner*in zugänglich macht (vgl. ebd.: 127-133, 164-166).

„Liebe als Projekt, oder: Liebe ist eine Entscheidung, die sich lohnt“ (ebd.: 136)

Die dritte Wahrheit der Liebe gründet auf einem Potenzial- und Entwicklungsgedanken, bei dem die Individuen die Paarbeziehung als eine möglichst gewinnbringende Lebensmöglichkeit zur individuellen Weiterentwicklung und/oder interessante Bereicherung ihres Lebensstils betrachten. Die Veränderung der Persönlichkeit durch Anregungen aus der Beziehung wird begrüßt und angestrebt. Auf der Suche nach Selbstoptimierung, anregenden Erlebnissen und der bestmöglichen Nutzung bestehender Optionen erhält die Liebesbeziehung einen

instrumentellen, wenn auch angesichts anderer unverbindlicher und vielversprechender Lebensalternativen optionalen Charakter. Mit dem Ziel der optimalen Gestaltung des eigenen Lebens stellen sowohl das Eingehen einer Beziehung sowie die Partner*innenwahl besondere Herausforderungen dar. Da sich diese Wahrheit der Liebe weder auf Traditionen und Normen stützt, noch auf biografische und authentische Narrative, sondern sich vor allem auf zukünftige Optionen der eigenen (möglichst gewinnbringenden) Lebensführung hin entwirft, geht nach Bethmann hiermit ein „projektive[r] Selbst[entwurf]“ (Bethmann 2013: 171) einher, der sich mit den Anforderungen spätmoderner, kapitalistischer Entwicklungen äußert kompatibel zeigt (vgl. ebd.: 137-141. 171 f., 180).

Bethmann betont, dass es sich bei den Wahrheiten der Liebe nicht etwa um starre Personentypen handelt, sondern sich die Teilnehmenden je nach Gruppendiskussionskontext auch auf unterschiedliche Wahrheiten bezogen oder ihre Positionierung situativ anpassen. Der soziale Kontext brachte interaktiv die jeweils gültige Wahrheit der Liebe hervor (vgl. ebd.: 120). Dieser Nachweis der interaktiven Produktion von Liebe und die Heraushebung der Rolle des sozialen Umfeldes ist als besondere Leistung der Forschung hervorzuheben. „In der Liebe ist eben nicht, wie das Sprichwort suggeriert, alles erlaubt, sondern nur das, was dem sozialen Erwartungsdruck standhalten kann.“ (ebd.: 131) Das Sprechen über Liebe und Liebesbeziehungen mit Dritten kann paarspezifische Wahrheiten und Praktiken anerkennen, legitimieren, aber eben auch abqualifizieren. Oder, um es mit Bethmanns Worten zu sagen: „Lieben [wird] auf vielfältige Weise individualisiert, aber [ist] nie ein individuelles Unterfangen“ (ebd.: 183).

Liebe als Gabentausch

Ein weiteres Verständnis von Liebe beschreibt Koppetsch (1998) in der Betrachtung des Verhältnisses von Partnerschaftlichkeit und romantischer Liebe. Die Autorin nimmt dabei Bezug auf die *Gabentausch*-Theorie von Mauss, um die besonderen Merkmale der Liebesbeziehung zu erfassen. Während die Partnerschaftlichkeit, wie oben bereits ausgeführt, auf eine gleichberechtigte Beziehung der Partner*innen abzielt, die den fairen „Tausch von Leistungen“ (ebd.: 115) innerhalb der Paarbeziehung regelt und so die Interessen der Beteiligten auszugleichen sucht, kommt die romantische Liebe ohne Anspruch auf Gerechtigkeit und Gegenleistungen aus. Handlungen aus Liebe sind in gewisser Weise aber nicht selbstlos – sie streben danach, die zwischenmenschliche Verbundenheit aufrecht zu erhalten und zu stärken. Daher haben sie nach Koppetsch den sozialen Charakter eines Geschenks, einer „Gabe“ (ebd.: 114). Das aufrichtige Geschenk transportiert dabei eine höchstpersönliche Bezugnahme des*der Schenkenden und signalisiert Zuneigung und Bindungswunsch (vgl. ebd.: 115). Dem Austausch von Gaben liegt nach Koppetsch mit Verweis auf Hochschild eine „Ökonomie der Dankbarkeit“ (ebd.) zu Grunde, die sowohl den „emotionalen *Mehrwert*“ (ebd., H.i.O.) der Beziehung begründet sowie den Wunsch zur freiwilligen Gegengabe organisiert. Die intentionale Ebene der Liebesgaben ist den Beteiligten dabei nicht bewusst und es würde ihrem Charakter zuwiderlaufen, sie verbal oder nonverbal zu explizieren (vgl.: 118, 121). Interessant ist dieses Verständnis von Liebe als

Gabentausch in Ergänzung zu den *Wahrheiten der Liebe* nach Bethmann, da es mit Blick auf die Mikroebene des Beziehungsgeschehens Hinweise auf paarinterne Wirklichkeitskonstruktionen und bedeutsame Gerechtigkeitsvorstellungen liefert: Welche Handlungen als bindungsstärkende Liebesgaben verstanden werden und welche rationalen Tausch- und Gerechtigkeitslogiken unterliegen, ist nicht selbstverständlich, sondern mit individuellen Einstellungen, Ansprüchen sowie paarinternen Machtkonstellationen verbunden und zudem dynamisch.

4.2 Geschlechtsspezifische Zuschreibungen

Beeinflusst wird die Vielfalt der paarinternen Maßstäbe weiterhin durch latente wie manifeste Annahmen, Sichtweisen und Selbstverständlichkeiten hinsichtlich geschlechtsspezifischer Zuschreibungen. Abseits der als anthropologische Basis der Paarbeziehung ausgelegten Relevanz von Geschlecht im Rahmen von Attraktivitätsvorstellungen, sexuellen Orientierungen und Reproduktionswünschen zeigt sich, dass diskursive Verständnisse von Geschlecht das Beziehungsgeschehen maßgeblich konturieren. Paarnormen sind nach Burkart immer „genderisiert“ (Burkart 2018: 244) – sie enthalten Vorstellungen darüber, wie sich Männer und Frauen in eben diesen Rollen als Partner*innen zu verhalten haben. Die Basis hierfür bildet das soziale „System der Zweigeschlechtlichkeit“ (ebd.: 228), welches aufbauend auf der Setzung eines biologischen Dimorphismus über normative Markierungen sowie Differenzierungspraktiken geschlechtsspezifische Eigenschaften zuweist sowie reguliert und darüber ebenso gesellschaftliche Machtverhältnisse, etwa patriarchale und heteronormative, reproduziert (vgl. Butler 2012: 91; Lenz 2003: 53 f.).

Trotz eines auf Egalität ausgerichteten Beziehungsideals ist die Betrachtung von Geschlechterrollen insbesondere bei heterosexuellen Beziehungen bedeutsam, da Geschlecht hier als unhintergehbare Differenzlinie in Erscheinung treten kann (vgl. Burkart 2018: 34; Lenz 2003: 52 f.). Zwar hat das spätmoderne Liebesideal, ganz im Sinne einer Freisetzung der Individuen, die stereotypen Geschlechterrollen „zum diskursiven Abschuss freigegeben“ (Hirschauer 2013: 48), jedoch die identitätsstiftende Funktion der Kategorie Geschlecht nicht obsolet werden lassen (vgl. Burkart 2018: 237). Mit Cornelißen verfügen Individuen nun vielmehr über ein „Geschlechterwissen“ (Cornelißen 2014: 79), das eine individuelle wie kontextspezifische und veränderbare Bezugnahme auf geschlechtsspezifische Zuschreibungen möglich macht. Entlang bewusst gewählter oder unbewusst reproduzierter Rollenverständnisse zeigt sich hier somit erneut eine dynamische Grundlage für die plurale Ausdifferenzierung der Paarform. Angesichts der in den geschlechtsspezifischen Zuschreibungen implizierten machtförmigen Ordnungen sind die Wechselwirkungen mit dem spätmodernen Liebesideal jedoch noch weitreichender: So verweist Burkart darauf, dass die romantische „Liebe Macht zulässt [und somit] das Eindringen von sozialer Macht leicht möglich [ist]“ (Burkart 2018: 225). Dieses *Einfallstor* kann gerade vor dem Hintergrund des Selbstverwirklichungsideals und der damit einhergehenden individuell zu verantwortenden Bezugnahme auf geschlechtsspezifische Muster dazu führen, dass der

strukturelle Charakter paarinterner stereotyper Handlungsweisen und möglicher reproduzierter Ungleichheitsverhältnisse verdeckt wird.

Milieudifferenzierte Rollenverständnisse

Welche Vorstellungen gegenwärtig im Kontext von Paarbeziehungen die Verständnisse von Frauen und Männern prägen, zeigen Analysen des DELTA-Instituts für Sozialforschung, die auf einer Basisuntersuchung zum Thema Gleichstellung aus dem Jahr 2015 basieren.¹⁴ Sie sind für die Frage nach geschlechtsspezifischen Vorstellungen besonders geeignet, da sie einen Milieuansatz verfolgen, der neben soziodemographischen Kriterien die „Wertearchitektur“ (FES 2016: 122) in verschiedenen Lebenswelten erfasst. Das DELTA-Institut geht dabei von neun unterschiedlichen Milieus aus, die sich in den drei Gruppen „gesellschaftliche Leitmilieu“ (36 Prozent), „bürgerliche Mainstream-Milieus“ (37 Prozent) sowie „postkonventionelle Milieus“ (27 Prozent) bündeln lassen (Verteilung in der Bevölkerung in Klammern) (ebd.: 11, 25).¹⁵

Zusammenfassend lässt die Studie erkennen, dass neben „modernen“ Leitbildern stereotype und traditionelle Zuschreibungen noch immer weit verbreitet sind. So wurden beispielsweise die Merkmale „Berufliche Kompetenz“, „Leistungsorientierung“, „Selbstbeherrschung“, „Durchsetzungsvermögen“ und „Härte“ deutlich eher den Männern zugeordnet, während Frauen stärker mit Eigenschaften wie „Eine schöne Atmosphäre schaffen“, „Zärtlichkeit“, „Gefühle zeigen“ und die „Gefühle anderer verstehen“ sowie „Liebevoller Fürsorge für Kinder“ und „Hilfsbereitschaft“ assoziiert wurden (BMFSFJ 2016: 121 f.). Die Differenzen in den normativen Erwartungen an die Geschlechter traten so deutlich hervor, dass von einem „traditionellen Bias“ (ebd.: 122, H.i.O.) auszugehen ist. Diese Feststellung ist mit Blick auf die weiteren Ergebnisse der Studie umso treffender, da sich hier neben weitreichender Zustimmung zu emanzipativen Ideen, Gleichberechtigung und normativem Rollenwandel auch inkonsistente Sichtweisen abzeichnen, in denen stereotypisierende Zuschreibungen mit modernen Ansichten integriert werden.

Grob vereinfachend lassen sich die milieudifferenzierten Ergebnisse zu den Frauen wie folgt darstellen: Frauen aus den Leitmilieus sehen sich als unabhängig und kompetent und wünschen sich eine ausbalancierte Beziehung, in der sich beide gleichberechtigt einbringen. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen werden eher als Zumutung betrachtet, wenn sie die individuelle Selbstentfaltung beschränken. Es existieren Befürchtungen, bei einer Familiengründung in traditionelle Rollenmuster zu verfallen, worin sie die Gefahr einer Beschränkung ihrer

¹⁴ Die Daten der Untersuchung resultieren aus einem umfassenden dreigliedrigen Erhebungsverfahren, das sich zusammensetzt aus einer qualitativ-repräsentativen persönlichen Befragung (n=3.011), 18 Gruppendiskussionen mit geschlechts- und milieuhomogenen Teilnehmenden sowie achtzig narrativen Interviews, davon je vierzig mit Männern beziehungsweise Frauen (vgl. BMFSFJ 2016: 147 f.).

¹⁵ Das DELTA Institut geht dabei von neun unterschiedlichen Milieus aus, die sich in den drei Gruppen „gesellschaftliche Leitmilieu“ (mit den Milieus: „Performer“, „Postmaterielle“ und „Etablierte“), „bürgerliche Mainstream-Milieus“ (mit den Milieus „Konservative“, „Bürgerliche Mitte“, „Traditionelle“ und „Benachteiligte“) sowie „postkonventionelle Milieus“ (mit den Milieus „Expeditiv“ und „Hedonisten“) bündeln lassen (vgl. FES 2016: 11).

Handlungsoptionen und die Möglichkeit von Abhängigkeiten sehen. Allerdings existieren in diesen Milieus auch Einstellungen, die mit dem Ziel der Selbstverwirklichung als *gute Mutter* das Zurücktreten von eigenen Karrierewünschen zu- und traditionelle Lebensmodelle erstrebenswert erscheinen lassen (vgl. FES 2016: 31, 33, 36, 46, 52 f.).

Frauen aus den Milieus der bürgerlichen Mitte vertreten sowohl stereotypisierende Ansichten sowie moderne Einstellungen. Einerseits sind sie stolz auf ihre beruflichen Qualifikationen und Leistungen, andererseits sehen sie ihren Platz in erster Linie in der Familie, insbesondere in der Mutterrolle. Sie gehen davon aus, dass das Geschlechterverhältnis biologisch fundiert ist und sehen die Beziehung als gleichberechtigt an, wenn beide Partner*innen sich mit ihren geschlechtsspezifischen Fähigkeiten einbringen. Auch diese Frauen verstehen sich als emanzipiert und sehen sich mit ihren Partnern überwiegend auf Augenhöhe. Das *traditionelle Ernährermodell* entspricht in ihren Augen eher einer funktionalen Arbeitsteilung. Zum Teil ist es hier einem ökonomischen Druck geschuldet, dass Frauen in einem Umfang erwerbstätig sind, der ihren eigenen Vorstellungen nicht entspricht (vgl. ebd.: 64, 74, 77, 80 f.).

Frauen aus den postkonventionellen Milieus entwerfen ihr Selbst eher in Abgrenzung zu sozialen Regeln und bürgerlichen Konventionen. Für sie hat die Gleichstellung von Frau und Mann sowohl private wie gesellschaftliche Relevanz. Geschlecht verstehen sie als soziale Konstruktion, mit dem negative Auswirkungen für beide Geschlechter verbunden sind. In einer Beziehung ist es ihnen wichtig, dass sich beide zu gleichen Teilen einbringen und dem*der Einzelne*n ausreichend Freiräume zur Verfügung stehen. Auch die Erziehungsverantwortung soll zu gleichen Teilen bei den Eltern liegen, wobei auch in diesen Milieus der Druck stereotyper Rollenerwartungen an Frauen wahrgenommen wird (vgl. ebd. FES 2016: 98, 100 f. 102, 104 f.).

Die Auswertung der Perspektiven der Männer erfolgte differenzierter und kristallisierte fünf Männlichkeitsleitbilder heraus, welche die Milieugrenzen zum Teil deutlich überschreiten. Zwar gibt es auch hier Schwerpunkte in einzelnen Milieus, jedoch gehörten gerade Bilder traditioneller und hegemonialer Männlichkeit über alle Einkommens- und Bildungsunterschiede hinweg für 83 Prozent der Männer zum normativen Erwartungshorizont (vgl. BMFSFJ 2016: 142).¹⁶ Gleichzeitig gab es hohe Zustimmungswerte zu symmetrischen Geschlechterverhältnissen. So assoziierten ebenso 83 Prozent der befragten Männer eine Gleichstellung der Geschlechter mit mehr Gerechtigkeit („voll und ganz“: 38 Prozent; „stimme eher zu“: 45 Prozent) (vgl. ebd.: 33). Im Vergleich zu Werten aus dem Jahr 2007 wünschten sich in der aktuellen Untersuchung neun Prozent mehr Männer (2007: 33 Prozent, 2015: 42 Prozent) eine gleichgestellte Rollenverteilung in ihrer Beziehung; sieben Prozent weniger strebten eine konsequent

¹⁶ Auch bei 63 Prozent der Frauen waren derartige Leitbilder von Männlichkeit verbreitet. Die übrigen 37 Prozent der befragten Frauen vertraten weniger stereotypisierende Vorstellungen von Männlichkeit. Bei den Männern waren derartige Vorstellungen lediglich für 17 Prozent relevant (vgl. BMFSFJ 2016: 142 f.).

traditionelle Rollenverteilung an (2007: 17 Prozent, 2015: zehn Prozent) (vgl. BMFSFJ 2016: 25).

Wie sich die Einstellungen in den Milieus verteilen, zeigt die Systematik zu den Männlichkeitsleitbildern: Das Leitbild des *traditionellen Haupternährers der Familie* wird von 17 Prozent der befragten Männer vertreten. Diese stammen zum großen Teil aus den bürgerlichen Mainstream-Milieus, sind aber auch in den postkonventionellen Milieus vertreten. Komplementär zu den Einstellungen der Frauen aus den Milieus der bürgerlichen Mitte impliziert das Leitbild die Vorstellung, dass Männer und Frauen aufgrund ihrer biologischen Anlagen unterschiedliche Fähigkeiten und Ressourcen mitbringen, die sie für unterschiedliche Aufgaben prädestinieren – Männer seien für die Erwerbsarbeit, Frauen für die Familie und den Haushalt verantwortlich. Die Partnerschaft wird als gleichberechtigt verstanden, da kein hierarchisches Verhältnis zwischen den Partner*innen existiert. Eine derartige Arbeitsteilung stellt in der Logik des Leitbildes ein faires Arrangement dar, dass die geschlechtsspezifischen Fähigkeiten beider Partner*innen vereint (vgl. ebd. : 124-126).

Das Leitbild des *überlegenen, harten und unabhängigen Mannes* geht ebenso von einem biologisch fundierten Geschlechterverhältnis aus, das jedoch aufbauend auf dem Gedanken männlicher Überlegenheit hierarchisch strukturiert ist. Während Männern in diesem Leitbild eine autonome Rolle zukommt, werden Frauen als unterlegen und abhängig vom Mann gedacht. Gleichstellungsdebatten und eine Hinterfragung des biologischen Geschlechterverständnisses werden vehement zurückgewiesen. Das Leitbild wird von mehr als jedem vierten der Befragten (27 Prozent) vertreten. Sie kommen überwiegend aus den bürgerlichen Mainstream-Milieus und aus dem Leitmilieu der Expeditiven. Da es dem öffentlichen Diskurs zuwiderläuft, wird dieses Leitbild nicht immer offen geäußert. Oftmals wird es durch sozial adäquates Verhalten verdeckt, jedoch werden die Ansichten zunehmend auch selbstbewusster vertreten (vgl. ebd.: 12, 127-131).

Der *resistente, am Status quo festhaltende moderne Mann* stellt mit 39 Prozent das meistverbreitete Leitbild unter den Befragten dar. Das Hauptcharakteristikum dieser Männlichkeitsvorstellung ist nicht die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften, sondern eine Haltung, die eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Bild von Männlichkeit und Geschlechterrollen im Allgemeinen zu vermeiden sucht. Durch den öffentlichen Diskurs, insbesondere in Form geschlechtsdekonstruierender Ansätze und feministischer Forderungen, gerät die Selbstverständlichkeit der eigenen Perspektive jedoch zunehmend unter Druck. Sowohl Ideen, die Männlichkeitsvorstellungen um *weibliche* Attribute zu erweitern, ebenso wie Bestrebungen, das Mannsein im Sinne des vorherigen Leitbildes stringenter auszulegen, stoßen bei den Vertretern dieses Leitbildes auf Ablehnung. Gerade die Abwehr traditionell als weiblich gelabelter Eigenschaften und die Sorge um den Verlust routinisierter Rollenmuster und Verhaltensweisen verweisen auch bei diesem Leitbild auf die Relevanz hegemonialer Männlichkeitsbilder. Diese werden

von den Befragten jedoch nicht offensiv vertreten. Vordergründig stimmen die Männer Gleichberechtigungsideen zu und geben sich progressiv; eine Auseinandersetzung mit (und mögliche Problematisierung) ihrer Geschlechterrolle sowie eine entsprechende Veränderung eigener Verhaltensweisen bleibt jedoch aus. In allen Milieus zählte mehr als jeder vierte zu den Vertretern dieses Leitbildes. Die häufigste Zustimmung erhielt es in den postkonventionellen Milieus der Hedonisten (61 Prozent) und im bürgerlichen Mainstream-Milieu der Benachteiligten (47 Prozent) (vgl. BMFSFJ 2016: 138-141).

Das Leitbild des *weichen, flexiblen, sich verändernden Mannes* vertraten zehn Prozent der Befragten. Angeregt durch die Gleichberechtigungsforderungen und feministische Kritik streben diese Männer danach, sich von traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit zu lösen, die eigene Männlichkeit neu zu erkunden und diese unabhängig von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen zu erweitern und individuell anzupassen. Zudem solidarisieren sie sich mit den Gleichstellungs- und Unabhängigkeitsbestrebungen der Frauen. Die Vertreter stammen überwiegend aus Milieus mit höheren Bildungsabschlüssen. So wird dieser Männlichkeitsentwurf etwa im Leitmilieu der Postmateriellen von 41 Prozent und im postkonventionellen Milieu der Expositiven von 15 Prozent der befragten Männer vertreten. In den Milieus der bürgerlichen Mitte lagen die Zustimmungsraten zu diesem Ideal lediglich bei drei bis sieben Prozent (vgl. ebd. : 132-134).

Das Leitbild des *ganzheitlichen, kompletten Mannes* stellt mit sieben Prozent Zustimmung die kleinste Gruppe dar. Die Vertreter des Leitbildes gehen, wie die Frauen aus den postkonventionellen Milieus, davon aus, dass Geschlechterrollen soziale Konstrukte sind und stereotype Annahmen die individuelle Entfaltung einschränken. Vor dem Hintergrund einer selbstreflexiven Perspektive hinsichtlich der eigenen sozialen Verortung und mit dem Ziel einer ganzheitlichen Lebensweise werden geschlechtsspezifische Zuschreibungen in ihrer Absolutheit zurückgewiesen und machen einem experimentellen Verständnis von Männlichkeit Platz. Die Vertreter des Leitbildes stammen mehrheitlich aus dem postmateriellen und dem expositiven Milieu und waren hier mit 21 und 16 Prozent vertreten. In den Milieus der Konservativen, der Traditionellen und der Benachteiligten war dieses Leitbild nur für ein bis zwei Prozent der Befragten relevant (vgl. ebd.: 134-138).

Die Studie lässt erkennen, dass, je nach Verortung des eigenen Geschlechterkonzeptes, die Erwartungen an und Vorstellungen von Paarbeziehungen differieren. Stereotype Geschlechterbilder sind auch angesichts einer weiten Verbreitung des Gleichstellungsgedankens noch immer für einen Großteil der Gesellschaft handlungsleitend, insbesondere im Rahmen inkonsistenter Rollenbilder.¹⁷ Diese Inkonsistenzen lassen sich nun nicht nur auf der ideellen Ebene

¹⁷ Das Vorhandensein inkonsistenter Rollenbilder wird auch in anderen Untersuchungen konstatiert. Deutlich wird etwa bei Hiebinger die Verunsicherung, die damit einhergeht. Orientiert an weiblichen und männlichen Idealen ist die Erweiterung dieser Konzepte auf der Mikroebene immer auch an die Frage geknüpft, wann die Ausweitung normativer Grenzen ein *angemessenes Maß* übersteigt. Inwiefern etwa darf eine Hausfrauenrolle in einem

selbstverständlicher Annahmen verorten, sondern finden ihren Niederschlag ebenso im gelebten Beziehungsalltag – im Nebeneinander von sich zum Teil widersprechenden Haltungen und Handlungen.

Empirisch wird die Umsetzung von Gleichstellungs- und Gleichberechtigungsideen in Paarbeziehungen oftmals anhand der Verteilung von Haushaltstätigkeiten untersucht. In entsprechenden Studien stellen sich durchweg eine ungleiche Verteilung zu Ungunsten der Frauen und ein *Retraditionalisierungseffekt* (vgl. Wimbauer/Motakef 2018) in Paarbeziehungen nach der Geburt eines Kindes heraus. So zeigen Analysen des Frauenhofer Instituts, die auf Zeitverwendungserhebungen des Statistischen Bundesamtes aus den Jahren 2012/13 basieren, dass der sogenannte *Gender Care Gap*¹⁸ bei Paaren ohne Kinder 35,7 Prozent beträgt (Frauen leisteten täglich 4:11 Stunden unbezahlte Sorgearbeit, Männer 3:05 Stunden) und bei Paaren mit Kindern mit 83,3 Prozent noch deutlich höher ausfällt (Frauen: 5:30 Stunden; Männer 3:00 Stunden) (Calahorrano et al. 2019: 20). Selbst an erwerbsfreien Tagen konnte die ungleiche Arbeitsteilung statistisch nachgewiesen werden (vgl. Samtleben 2019: 144). Unter den Bedingungen der Corona-Pandemie spitzten sich die Tendenzen der ungleichen Verteilung der Care-Arbeit gerade bei Paaren mit Kindern im Haushalt weiter zu: Laut Erhebungen der Hans-Böckler-Stiftung wurde eine noch vor der Pandemie gleichverteilte Kinderbetreuung nur noch von etwa sechzig Prozent der Paare während der Pandemie fortgeführt; den größeren Teil der Betreuung übernahmen die Frauen (vgl. Zucco/Kohlrausch 2020: 6 f.).¹⁹

Die ungleiche Verteilung wird allerdings nicht zwangsläufig als ungerecht empfunden. So gaben in der milieudifferenzierten Studie des DELTA-Instituts 93 Prozent der befragten Männer an, dass in ihrer Beziehung Gleichberechtigung weitestgehend realisiert sei („voll und ganz“: 56 Prozent; „stimme eher zu“: 35 Prozent). Auch diejenigen Männer, die nach eigenen Angaben eine konsequent traditionelle oder teiltraditionelle Rollenteilung verfolgten, diagnostizierten mit ähnlich hohen Zustimmungswerten eine erfolgreich umgesetzte Gleichberechtigung in ihrer Beziehung (vgl. BMFSFJ 2016: 38). Das könnte zum einen darauf zurückzuführen sein, dass das Ausmaß des ungleichen Arrangements nicht vollumfänglich erkannt wird. Andererseits könnte daraus auch eine Gerechtigkeitsvorstellung sprechen, die ausgehend von stereotypisierenden Haltungen und biologisch fundierten Geschlechtercharakteren eine entsprechende Arbeitsteilung nahelegt. Hirschauer mutmaßt gar, dass die ungleiche Arbeitsverteilung angesichts des gesellschaftlichen Gleichheitsdiskurses „eine der letzten paarinternen Darstellungsmöglichkeiten“ (Hirschauer 2013: 50) zur performativen Herstellung der Geschlechterdifferenz bietet. Die

emanzipativen Selbstverständnis Selbstwert generieren und welche stereotyp männlichen Verhaltensweisen können abgelehnt werden, ohne als *unmännlich* zu gelten (vgl. Hiebinger 2006: 148, 158)?

¹⁸ Der Begriff Gender Care Gap erfasst prozentual die zeitlichen Unterschiede bei der Erbringung unbezahlter Care-Tätigkeiten von Frauen und Männern. Care-Tätigkeiten umfassen dabei sämtliche Arbeiten im Haushalt, bei der Versorgung von Personen sowie im Ehrenamt (vgl. Klünder 2016: 5).

¹⁹ Eine Zusammenstellung weiterer aktueller Studien zum Stand der Gleichberechtigung bei Care- und Erwerbsarbeit, auch vor dem Hintergrund des Einflusses der Corona-Pandemie, findet sich bei Allmendinger (2021).

Gerechtigkeitseinschätzung ist allerdings auch von weiteren Merkmalen abhängig. So zeigt eine Untersuchung von Trappe und Köppen (2014), dass ebenso die Anerkennung der geleisteten Care-Arbeit durch den*die Partner*in sowie die normativen Vorstellungen des sozialen Kontextes relevant sind. In ihrer vergleichenden Erhebung mit Paaren aus West- und Ostdeutschland konnten sie zeigen, dass Frauen aus Ostdeutschland eine Arbeitsverteilung zu ihrem Nachteil kritischer wahrnahmen als Frauen aus Westdeutschland, obwohl bei den Paaren aus Westdeutschland die ungleichen Arbeitsverteilungen deutlicher ausgeprägt waren (vgl. Trappe/Köppen 2014: 269-273). Hervorzuheben ist zudem die Stabilität, die einmal etablierte Arbeitsteilungen aufweisen: So stellt eine Untersuchung von Dechant et al. (2014) in der Analyse von Daten der Pairfam-Langzeitstudie über vier Erhebungswellen fest, dass sich Veränderungen einmal gefundener Arrangements oftmals eher zum Nachteil der Frau auswirkten. In der Untersuchung verfolgte anfangs etwa die Hälfte aller Paare eine egalitäre Arbeitsteilung; bei den übrigen Paaren erledigte größtenteils die Frau den überwiegenden Teil der Hausarbeit. Ab dem Zeitpunkt des Zusammenziehens erhöhte sich über den Zeitverlauf bei den Kinderlosen die Anzahl der Paare leicht, in denen die Frau den überwiegenden Teil der Hausarbeit leistete. Bei Paaren, die Eltern wurden, halbierte sich die Zahl egalitärer Arrangements zu Lasten der Frauen, wobei diese Veränderungen im weiteren Zeitverlauf erhalten blieben (vgl. Dechant et al. 2014: 187 f.). In Übereinstimmung mit diesen Ergebnissen weißt auch die DELTA-Studie darauf hin, dass mit der Geburt eines Kindes „nur die zweite große Welle“ (BMFSFJ 2016: 86) der Retraditionalisierung einsetzt. Bereits beim Zusammenziehen zeigen sich unabgesprochene, traditionelle Arrangements, die sich in späteren Phasen eher stabilisieren als revidiert zu werden, und dass, obwohl die befragten Männer in der Untersuchung mehrheitlich ihre Bereitschaft zur gemeinsamen Beteiligung im Haushalt bekundeten (vgl. ebd.: 85 f.).

Wie der Unterschied zwischen dem vielfach geäußerten Wunsch nach einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung und dem gelebten Alltag erklärt werden kann, versuchte unter anderem eine qualitative Studie von Kaufmann mit dem programmatischen Titel "Schmutzige Wäsche" in den 1990er Jahren zu beantworten. Der Autor geht davon aus, dass die Partner*innen ein geschlechtsspezifisches „Kapital aus inkorporierten Verhaltensschemata“ (Kaufmann 1995: 65) in ihrer Sozialisation erworben haben, welches sich auf einer unreflektierten Ebene etwa in routinisierten Handgriffen, Erwartungshaltungen und Maßstäben zeigt. Alltagshandlungen sind getragen von derartigen Wissensbeständen, da ihre Selbstverständlichkeit Kontingenzen reduziert und Entscheidungsprozesse vereinfacht (vgl. ebd.: 28). Entsprechend wird am Beziehungsbeginn die Arbeitsteilung oftmals nicht ausgehandelt, sondern ergibt sich aus dem Zusammentreffen der individuellen Handlungsmuster und Erwartungshaltungen, deren sozial strukturierter Charakter jedoch unsichtbar bleibt: „Für sich betrachtet, scheint jede einzelne Geste, der gebügelte Slip, das herumliegende Kleidungsstück, von lächerlicher Bedeutung. In jeder dieser Gesten indes, im zum sozialen Objekt geronnen Slip oder Schlips, steckt die ganze Gesellschaft“ (ebd.: 293). Die etablierten Gewohnheiten schaffen ihrerseits eigene Routinen

und Selbstverständlichkeiten, worüber sie sich verstetigen (vgl. Kaufmann 1995: 73). Dadurch, dass die Motivation für die gewohnten Maßstäbe und Handlungen keine bewusste, sondern eine verkörperte ist, erscheint sie als individuelle Eigenheit – traditionelle Verhaltensweisen und Arbeitsteilungen entspringen damit nicht normativen geschlechtsspezifischen Erwartungen, sondern werden „neu erfunden“ (ebd.: 117). Um eine Bewährung des gefundenen Arrangements vor dem Gleichheitsgedanken als sozialem Imperativ in den Interviews zu gewährleisten, erweiterten die Paare den Rahmen der zu berücksichtigenden Begründungszusammenhänge (vgl. ebd.: 22). Nach Einschätzung Kaufmanns „mogeln“ (ebd.: 181) sich die Paare so zu einer kongruenten Wahrnehmung ihrer Situation und können vor sich und anderen die „vernünftige Ungleichheit“ (ebd.) ihrer gelebten Beziehungspraxis rechtfertigen. Dass Paare angesichts des Legitimationsverlusts geschlechtsspezifischer Zuschreibungen auf individualisierte Begründungszusammenhänge ausweichen, konnte auch Röhler (2005) in einer Untersuchung nachweisen. Als Gründe für die gefundene Arbeitsteilung ließen sich etwa individuelle Kompetenzen, Vorlieben, Ansprüche und zeitliche Ressourcen (sowohl hinsichtlich der Aneignung von Fähigkeiten als auch in Bezug auf notwendige Mehrbedarfe an Aushandlungen und Absprachen) erheben (vgl. Röhler 2005: 284 f.).

Während also die angeführten Befunde zu den Liebesverständnissen auf diverse Bedeutungszuschreibung verweisen und dabei die Relevanz der sozialen Anerkennung sowohl im interpersonellen Austausch als auch in der Gestaltung der je eigenen Beziehungspraxis herausstellen, zeigt die Auseinandersetzung mit den geschlechtsspezifischen Zuschreibungen, dass trotz einer umfassenden verbalen Zustimmung zum spätmodernen Ideal der Gleichberechtigung entsprechende Haltungen und Handlungen damit nicht selbstverständlich im Beziehungsalltag Umsetzung finden. Die Überschneidung von Paar- und Geschlechternormen zeigt auf, dass sich das spätmoderne Beziehungsideal in Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlichen Strukturen und Anerkennungspotenzialen realisiert. Deutlich wird dabei, dass im Rückgriff auf eine individualisierte Sinngebung eine Integration widersprüchlicher Sinnbezüge möglich wird.

4.3 Partnerschaftsleitbilder

Noch prägnanter bringen Ergebnisse der Leitbildforschung die diskursive Komplexität von normativen Orientierungen, Erwartungshaltungen und Handlungsweisen zum Vorschein. Leitbilder beinhalten nach Diabaté und Lück vielschichtige und kollektiv geteilte Normalitätsannahmen, die dank ihres selbstverständlichen und sozial-erwünschten Charakters intersubjektive Gültigkeit erlangen. Leitbilder als Elemente der Makroebene sind allerdings eher vage umrissen und präzisieren sich erst in der individuellen (und größtenteils unreflektierten) Aneignung und Auslegung von Werten und Normen auf der Mikroebene (vgl. Diabaté/Lück 2014: 56, 59, 62).

Hinweise auf die Wirksamkeit kollektiver Leitbilder finden sich etwa in einer Untersuchung von Herma aus dem Jahr 2009. Ausgangspunkt der Studie war die Überlegung, dass sich der gesellschaftliche Wandel des Liebesideals in kleineren Zeitabschnitten, vermittelt über die

Erzählungen unterschiedlicher Geburtsjahrgänge, nachvollziehen lässt (vgl. Herma 2009: 57). Obwohl sich die Forschung explizit den individuellen Liebessemantiken widmet, wird sie hier angeführt, da Herma davon ausgeht, dass in den individuellen Erzählungen die gesellschaftlichen Leitbilder verhandelt werden (vgl. ebd.: 218). Aus den qualitativen Einzelinterviews mit Teilnehmer*innen aus Milieus mit mittlerer bis hoher Bildung, die zwischen 1940 bis 1980 in der BRD geboren wurden, leitet Herma drei Generationszusammenhänge ab, die zwar je unterschiedliche Typen mit zum Teil mehreren Ausprägungen aufweisen, sich dabei allerdings auf eine gemeinsame generationenspezifische Grundlage kultureller Beziehungsideale beziehen (vgl. ebd.: 88, 220).

So sind in den Leitbildvorstellungen der früheren Geburtsjahrgänge der 1940er Jahre insbesondere geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Ungleichheitsverhältnisse prägende Bezugspunkte. Diese Generation erlebte die traditionellen Rollenverteilungen der Nachkriegszeit sowie die zunehmende Kritik und gesellschaftliche Aufweichung derselben im Kontext von Gleichstellungs- und Emanzipationsentwicklungen. Die Typen dieser Generation kontrastieren sich in ihrer Haltung zu einem patriarchal geprägten Beziehungsideal: Einerseits wird die geschlechtsspezifische Hierarchie als Beziehungsfundament gedeutet, an dem auch entgegen historischer Entwicklungen festgehalten wird. Andererseits stößt dieses Leitbild bei anderen Vertreter*innen der Generation auf massive Ablehnung. Sie streben ein egalitäres Beziehungsideal sowie die ökonomische Unabhängigkeit beider Partner*innen an. Bedeutsam ist für diese Generation in Abgrenzung zu einem vermeintlich natürlichen Geschlechterverhältnis die rationalisierende Fokussierung der eigenen Prägungen und der damit einhergehenden Beschränkungen. Im Rahmen der Entwicklungen der 68er Bewegung wurden die historischen Leitbilder massiv in Frage gestellt und alternative Konzepte sowie eine zunehmende Liberalisierung der Sexualität angestrebt. Deutlich zeigt sich in der Untersuchung, dass eine konsequente Umsetzung des egalitären Beziehungsideals im Beziehungsalltag häufig in dieser Generation dennoch keine Umsetzung fand, was Herma auf eine vergleichsweise späte Verortung des gesellschaftlichen Wandels in den Biografien der frühen Jahrgänge zurückführt (vgl. ebd.: 220-224).

Für die mittleren Geburtsjahrgänge, die in den 1950er bis Mitte der 1960er Jahre geboren wurden, sind der Emanzipationsdiskurs und die zunehmenden Lebenslaufoptionen bereits Teil der Lebenswirklichkeit. Damit einher gehen eine verstärkte selbstreflexive Zuwendung sowie eine Bedeutungssteigerung von Selbstbestimmung und Selbstthematisierung. Die begrenzenden Strukturen werden weniger im Außen verortet als nun vielmehr im Inneren der Personen gesucht. Mit dem Ziel, authentische Beziehungen und intime Begegnungen zu gestalten, findet über die Hinwendung zu einer emotionalen wie psychischen Ebene sowie im Rückgriff auf humanistische Werte eine Sensibilisierung gegenüber der Wirkmächtigkeit determinierender gesellschaftlicher Strukturen statt. Der Glaube an spezifische Geschlechtercharakter bleibt zum Teil weiter bedeutsam; wendet sich dabei aber von hierarchisierenden Vorstellungen ab. Den Ausprägungen dieser Generation ist die Relevanz des emotionalen Erlebens als Schlüssel zu

einer reflexiven Beziehungsgestaltung gemein. Sie unterscheiden sich im Umgang mit den damit verbundenen Herausforderungen und den herangezogenen Rationalisierungen (vgl. Herma 2009.: 225-232).

Der jüngsten Generation der Untersuchung, deren Mitglieder Ende der 1960er und in den 1970er Jahren geboren wurden, standen am meisten Möglichkeiten gesellschaftlich normalisierter Lebens- und Beziehungskonzepte offen. Zudem erfuhr der Egalitätsanspruch nun nicht nur als Beziehungsleitbild weitreichende Relevanz, sondern fand ebenso seinen Weg in institutionalisierte Bildungsprozesse. Diese Generation sieht sich einer Kontingenz der Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten gegenüber, denen die verschiedenen Typen mit unterschiedlichen Rationalisierungen begegnen. Die authentische Beziehungsgestaltung ergibt sich nicht mehr aus der kritischen Auseinandersetzung mit äußeren oder verinnerlichten gesellschaftlichen Geschlechterrollen und Beziehungsnormen, sondern sucht ihre Legitimierung in rationalen Entscheidungsprozessen. Emotionen haben einen anderen Stellenwert als in der mittleren Generation. Einerseits verleihen sie dem Beziehungserleben einen affizierenden Charakter. Andererseits mindert die Relevanz rationaler Entscheidungsprozesse angesichts der wahrgenommenen Optionenvielfalt die Bedeutung von Emotionen aufgrund ihrer Instabilität in Fragen der Lebens- und Beziehungspraxis. (vgl. ebd.: 235-242).

Die Untersuchung der unterschiedlichen Generationen verweist darauf, dass sich die Merkmale des spätmodernen Liebesideals angesichts der gesellschaftlichen Veränderung in ihren Ausrichtungen zwischen den Generationen unterscheiden. Welche Bedeutungsgehalte sich etwa mit den Termini authentischer Lebensgestaltung, Emotionen und sich ausweitender Handlungsspielräume verbinden (vgl. ebd.: 252), erweist sich in der Forschung Hermas als abhängig vom generationstypischen Verständnis kollektiver Beziehungsideale.

Der Abschluss der Darstellung gegenwärtiger Beziehungsvielfalt in ihrer gesellschaftlichen Verortung soll mit einer weiteren Studie der Leitbildforschung erfolgen, die explizit kollektive Vorstellungen über Paarbeziehung im Kontrast zu individuellen Annahmen fokussiert. So führten Schmidt et al. 2012 eine Befragung mit 5.000 Personen im Alter von zwanzig bis 39 Jahren zur Thematik der Idealbilder von Paarbeziehungen durch, die neben den individuellen Vorstellungen über Paarbeziehung auch abfragte, wie die Teilnehmenden die gesellschaftliche Norm bezüglich unterschiedlicher Beziehungsmerkmale einschätzten (vgl. Schneider et al. 2015: 270). Es zeigte sich, dass die individuellen Leitbilder oftmals von den angenommenen gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen abwichen. So stimmten lediglich 13,2 Prozent der Befragten selbst der Aussage zu, dass Partnerschaften nur zeitlich begrenzt funktionieren können, während beinahe vierzig Prozent dies als gesellschaftliche Norm wahrnahmen (vgl. Diabaté 2015: 81). Interessanterweise stellt die Studie heraus, dass die gesellschaftlichen Idealvorstellungen nicht zwangsläufig als modern eingeschätzt werden, sondern auch traditionellere Haltungen implizieren. So vermuteten etwa mehr als die Hälfte der Befragten (63,3 Prozent), dass

es gesellschaftlich als schlecht bewertet wird, wenn der Mann eine niedrigere Bildung als seine Partnerin hat. Persönlich stimmten dieser Aussage allerdings nur 16,2 Prozent der Befragten zu (vgl. Diabaté 2015: 81). Und auch bei der Aussage, dass die Partnerschaft dann funktioniere, wenn im Zweifelsfall der Mann richtungsweisende Entscheidungen trifft, war die vermutete gesellschaftliche Zustimmung im Gegensatz zur individuellen mehr als doppelt so hoch (individuelle Zustimmung: 22,7 Prozent; vermutete gesellschaftliche Zustimmung: 47,4 Prozent) (vgl. ebd.: 88). Derartige Unterschiede zwischen individuellen Leitbildern und den vermuteten gesellschaftlichen Einstellungen resultieren den Autor*innen zufolge daraus, dass sich die Werte gesellschaftlicher Idealvorstellungen auch aus den institutionalisierten sowie den in der Alltagswelt selbstverständlich reproduzierten Strukturen speisen, zu denen sich die Individuen als gesellschaftliche Norm verhalten (vgl. Schneider et al. 2015: 271).

Aus den Untersuchungsergebnissen der Studie rekonstruierten die Forschenden in der statistischen Analyse vier individuelle sowie drei gesellschaftliche Leitbilder von Partnerschaften, die vereinfachend betrachtet beinahe als Zusammenfassung der bereits in diesem Kapitel angeführten Untersuchungsergebnisse dienen können. Auf der individuellen Ebene wurde von nahezu allen Befragten ein *assoziativ-modernes Partnerschaftsleitbild* befürwortet, das unter Wahrung der Autonomie der Partner*innen Liebe, Sexualität und individuelle Freiheiten betont. 54 Prozent der Befragten vertraten ein *fusionensorientiertes Partnerschaftsleitbild*, das die dauerhafte Verbundenheit der Partner*innen im Rahmen von Ehe und Familie in den Mittelpunkt rückt. Ein *bürgerlich-konventionelles Partnerschaftsleitbild*, welches ein geschlechtsasymmetrisches Verhältnis im Sinne patriarchaler Werte befürwortet sowie die Eheschließung und die Führung eines gemeinsamen Haushaltes als relevant erachtet, wurde etwa von jeder dritten befragten Person befürwortet (34,7 Prozent). Als viertes individuelles Leitbild zeichnete sich das *nichtehelich-instabile Partnerschaftsleitbild* ab, das von 29,7 Prozent der Befragten vertreten wurde. Es steht der Ehe eher ablehnend gegenüber und bezweifelt die Dauerhaftigkeit von Partnerschaften (vgl. Diabaté 2015: 89 f.).

Die Leitbilder der *bürgerlich-konventionellen* und der *assoziativ-modernen* Partnerschaft fanden sich in diesen Ausrichtungen auch als gesellschaftliche Leitbilder wieder. Die dritte Idealvorstellung auf der gesellschaftlichen Ebene ist das *stabilitätsablehnende-geschlechterasymmetrische Partnerschaftsleitbild*. Es geht von der Vorstellung aus, dass Partnerschaften eher zeitlich begrenzt funktionieren und der Mann in der Beziehung gegenüber der Frau über mehr Entscheidungsmacht sowie eine höhere Bildung verfügen sollte. Die Forschenden fassen zusammen, dass die gesellschaftlich wahrgenommenen Leitbilder eher konventionell geprägt sind als die individuellen und ein eher instabiles Bild von Partnerschaften zeichnen. Mutmaßlich könnte von ihnen ein sozialer Druck ausgehen, der sich auf die Ausgestaltung von Partnerschaften auswirkt (vgl. ebd.: 92, 94).

Die sieben gefundenen Leitbilder lassen dabei nicht nur die Vielfalt und diskursive Einbettung der in den vorherigen Studien aufgeführten Sinnmuster anklingen – deutlich wird in den Untersuchungsergebnissen auch, dass es multiple Überschneidungen zwischen den Leitbildern gibt und die individuelle Bezugnahme auf unterschiedliche Leitbilder durchaus parallel erfolgt (vgl. Diabaté 2015: 90). Und ebenso wie in den bereits angeführten Studien zeigt sich auch hier eine Differenzierung der Befunde nach einzelnen soziostrukturellen Merkmalen, wie etwa Bildungsstand, Religiosität, Alter, Geschlecht und Beziehungsstatus.²⁰

4.4 Konfliktpotenziale

„Gut zu lieben heißt nun, seinen eigenen Interessen gemäß zu lieben.“ (Illouz 2011: 297)

„Je weniger eine Situation vordefiniert ist, desto stärker ist es möglich, dass die Erwartungen auseinander klaffen.“ (Lenz 2003: 178)

Angesichts der Diversität und Vielschichtigkeit relevanter Begriffe und Leitbilder, die sich anhand der aufgeführten Untersuchungsergebnisse vereinfachend als graduelle Abstufungen zwischen den Polen traditioneller und spätmoderner Beziehungsideale lesen lassen, scheint das Vorhandensein divergierender Positionierungen innerhalb einer Paarbeziehung naheliegend. Illouz und Lenz weisen in den eingangs aufgeführten Zitaten auf Konfliktpotenziale in spätmodernen Beziehungen hin, auf die in diesem Kapitel eingegangen werden soll. Versteht man Konflikte nach Lenz als das problembehaftete Aufeinandertreffen inkompatibler Zielvorstellungen (vgl. ebd.: 116), bieten insbesondere die diskursiv weit verbreitete Idee gleichberechtigter Aushandlungsprozesse, die Ansprüche einer auf intrapersonellen Bezugspunkten basierenden Selbstverwirklichung und die inkonsistenten Vorstellungen über Paarbeziehungen geeignete Bedingungen, um konfliktträchtige Interaktionen hervorzubringen. Konsensuelle Entscheidungsprozesse erscheinen unter diesen Vorzeichen als ein herausforderungsvolles Unterfangen. Die spätmodernen Versprechen der wechselseitigen Anerkennung und Wertschätzung authentischer Individualität, des gemeinsamen Wachstums unter gleichberechtigten Bedingungen und das Bestehen leidenschaftlicher Verbundenheit, verifiziert durch das emotionale Erleben, stellen daher nur eine Seite der Potenziale spätmoderner Beziehungsideale dar. Oftmals unberücksichtigt und weitaus weniger attraktiv scheinen dagegen die immanenten Widersprüche der Beziehungskonzeption und die durch institutionalisierte Strukturen gestützte Verbundenheit traditioneller und spätmoderner Ideale unter den ambivalenten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen neoliberaler Verhältnisse.

Auch im Rückblick auf die angeführte zeitdiagnostische Literatur ist die Auseinandersetzung mit den konflikthaftern Qualitäten der Leitbildvorstellungen erkenntnisreich. Die von Beck

²⁰ Beispielsweise lehnten siebzug Prozent der Befragten, die sich in der Selbsteinschätzung einer niedrigen Religiosität zuordneten, das *bürgerlich-konventionelle Partnerschaftsleitbild* ab, während es unter den Teilnehmenden mit einer hohen Religiosität von 52 Prozent Zustimmung erhielt (vgl. Naderi 2015: 106).

beschriebene Freisetzung der Individuen ermöglicht zwar eine Pluralisierung der Paarbeziehungen, entzieht diesen aber auch allgemeingültige beziehungsexterne Orientierungsmöglichkeiten und damit „institutionalisierte Konfliktlösungsmechanismen“ (Siegert 1977: 22 f.). Man könnte somit folgern, dass sich die von Keupp als alltägliche Identitätsarbeit beschriebene Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Ambivalenzen und Anerkennungsverhältnissen als Voraussetzung individueller Handlungsfähigkeit im Kontext der Paarbeziehung in den Leitbildvorstellungen niederschlägt und diesen einen identitätsstiftenden Charakter verleiht. Folgt man darauf aufbauend Reckwitz' Überlegung, dass die Valorisierung individuell bedeutsamer sozialer Entitäten der Hyperkultur als Kern einer selbstverwirklichungsberechtigten Subjektivität bei gleichzeitig bestehender Verzichtsaversion zu verstehen ist, erscheint die Vorstellung einer gleichberechtigten Aushandlung zwischen divergierenden Sichtweisen im Sinne des spätmodernen Liebesideals als neuralgisch.

Mit dem Ziel, die Relevanz dieser Überlegungen in den kommenden Kapiteln für das Handlungsfeld der Paarberatung einzuordnen, rücken somit die Potenziale für Konflikte und Krisen als Beratungsanlässe in den Fokus der Betrachtung. Inwiefern, so lässt sich fragen, wirkt sich der im zweiten Kapitel beschriebene Zeitgeist spätmoderner Entwicklungen auf die Konflikt- und Krisenpotenziale innerhalb von Paarbeziehungen aus?

Definition Beziehungskonflikte und -krisen

Hierzu ist zunächst das Verständnis von Konflikten und Krisen näher zu definieren. Wie oben bereits angeführt, handelt es sich bei Konflikten um das Aufeinandertreffen unvereinbarer Auffassungen, welches von einem*r der Beteiligten oder beiden als problematisch erlebt wird. Gerade die Besonderheiten der Paarbeziehung bringen einen umfassenden Bedarf an Absprachen und Erwartungen mit sich und bieten somit viel Potenzial zur Auseinandersetzung. Als nützlich und stabilisierend für die Beziehung erweisen sich Konflikte, die interne Differenzen lösen oder einen einvernehmlichen Umgang mit diesen eröffnen (vgl. Lenz 2003: 130 f.). Die besondere emotionale Qualität und das Ausmaß an Anerkennung in Paarbeziehungen bedingen dabei auch ein besonderes Verletzungspotenzial, sodass konflikthafte Themen mit einer „wahrgenommene[n] Verletzung von Identitätsansprüchen“ (ebd.: 127) einhergehen können, darüber nicht selten zu einer Überschreitung der inhaltlichen Differenz führen und sich auf die persönliche Ebene ausweiten.²¹ Lenz verweist darauf, dass jedes Paar auch über eigene Konfliktvermeidungsmuster verfügt, um so eine Vielzahl von Konflikten zu umgehen (vgl. ebd.: 125). Ein Beispiel hierfür ist die von Hahn beschriebene Konsensfiktion der Partner*innen, die eine

²¹ Einen empirischen Nachweis des Verletzungspotenzials, das mit Konflikten um divergierende Ansichten verbunden sein kann, liefert eine Fragebogenerhebung von Klann, Kohlgraf und Scholl (2016). In einer offenen Fragestellung wurden die Teilnehmenden (n=543) um die Nennung von Ereignissen in ihrer Beziehung gebeten, die für sie mit einer besonderen Kränkung oder Verletzung verbunden waren. Die Forschenden leiteten aus den Antworten acht übergeordnete *Krisen-Auslöser*-Kategorien ab, wobei sich 21,7 Prozent der Antworten der Kategorie *Unterschiedliche Denkweisen* und 8,7 Prozent der Kategorie *Rollenverhalten innerhalb der Familie* zuordnen ließen (vgl. Klann et al. 2016: 23).

wechselseitige Annahme konsensueller Einstellungen bei Themen beschreibt, über die bislang noch keine Aushandlung stattgefunden hat (vgl. Lenz 2014: 58). Ihr Ende finden Konflikte durch ein Austreten aus der Konfliktkommunikation; etwa indem eine Person ein Versöhnungsangebot unterbreitet und/oder die Suche nach einem Konsens initiiert, worauf die andere Partei kooperativ reagiert. Konflikte können aber auch mit der Durchsetzung einer der divergierenden Positionen enden, aufgrund einer gemeinsamen Entscheidung vertagt werden oder durch einen Rückzug ungelöst bleiben (vgl. Lenz 2003: 129 f.). Ungelöste sowie nicht beidseitig zufriedenstellend gelöste Konflikte können sich in einem schleichenden Prozess zu einer krisenhaften Situation entwickeln (vgl. ebd.: 120) Lenz hebt Krisen als weitreichender von Konflikten ab und definiert sie als „*subjektiv als belastend wahrgenommene Veränderung der Beziehung [...], die eine Unterbrechung der Kontinuität des Handelns und Erlebens und eine Destabilisierung im emotionalen Bereich zur Folge [haben].*“ (ebd.: 114, H.i.O.) Die Ursachen von Krisen können in personenbedingten oder beziehungs-dynamischen Veränderungen liegen oder aus Reflexionsprozessen hervorgehen; sie lassen sich aber auch in beziehungs-externen Umständen verorten (vgl. ebd.: 118, 120).

Bezugnahme auf unterschiedliche Leitbildvorstellungen

Gerade Konflikte, für die das Paar keine oder keine beidseitig akzeptable Lösung findet, haben somit das Potential, krisenhafte Verläufe anzustoßen. Dass unterschiedliche Vorstellungen über Paarbeziehungen zu derartigen Prozessen führen können, lässt sich mit Blick auf empirische Untersuchungen bestätigen. So stellt etwa eine qualitative Panelstudie von Ruiner über den Verlauf von Paarbeziehungen mit elf Paaren im Zeitraum von 1999 bis 2008 fest, dass Beziehungskonzepte über den zeitlichen Verlauf stabil bleiben und übereinstimmende Vorstellungen eine situativ wie perspektivisch gemeinsame Deutungsbasis des Paares sicherstellen. Divergierende Ansichten hingegen implizieren unterschiedliche Deutungen; sie erfordern daher umfassende Integrations- und Konstruktionsleistungen und begünstigen spannungsreiche Interaktionen. Werden diese als Belastung wahrgenommen, können sie zu Krisen führen und die Beziehung destabilisieren (vgl. Ruiner 2010: 21, 241-244). Auch eine Paneluntersuchung von Keddi über die Biografie- und Beziehungsverläufe von Frauen zwischen 18 bis 35 Jahren in den 1990er Jahren verweist auf die Folgen unterschiedlicher Lebensthemen, Rollenerwartungen und Relevanzsetzungen in Paarbeziehung. Hier zeigten sich bei Paaren mit widersprüchlichen Ansichten massive wiederkehrende Konflikte sowie die Labilität funktionaler Arrangements, die am Ende häufig in einer Trennung mündeten. Selbst bei Paaren, die sich um ein wechselseitiges Verständnis bemühten, blieb die Konsenssuche im Untersuchungszeitraum erfolglos (vgl. Keddi 2003: 207).

Die Beständigkeit der divergierenden Ansichten, die eher zur Auflösung der Beziehung als zu Flexibilisierung der Vorstellungen und Ansprüche führt, lässt sich im Sinne des spätmodernen Beziehungsideals als beidseitiges Streben nach authentischer Selbstverwirklichung deuten, bei dem es nicht gelingt, die individuellen Beziehungskonzepte miteinander zu integrieren. Als

schwierig erweist sich die neue Norm der Aushandlungen eines gemeinsamen Beziehungsalltags, da hierbei sinnstiftende und identitätsrelevante Bezugspunkte zur Disposition gestellt werden (vgl. auch Hiebinger 2006: 63). Inwiefern dabei die im zweiten Kapitel beschriebenen Singularisierungstendenzen ebenso bedeutsam sind, kann anhand der Untersuchungsergebnisse nur gemutmaßt werden. Hierzu wäre es notwendig, die individuellen Sinnbezüge der Entscheidungen nachzuvollziehen.²² Anzunehmen ist allerdings, dass durch die von Reckwitz beschriebene Verzichtsaversion die Suche nach konsensuellen Konfliktlösungen erschwert wird.

Immanente Widersprüche des spätmodernen Beziehungsideals

Konflikthanlässe finden sich jedoch nicht nur im Aufeinandertreffen unterschiedlicher Ansichten zwischen den Partner*innen, sondern sie sind dem spätmodernen Beziehungsideal immanent. Die Verknüpfung des romantischen Liebesideals mit Logiken, die im Rahmen der reflexiven Modernisierung an Bedeutung gewonnen haben und entsprechende Rationalisierungen nahelegen, prägen zum Teil unvereinbare Erwartungen, Wünsche und Ansprüche an Beziehungen (vgl. Burkart 2018: 317).

Romantische Liebe und partnerschaftliche Gerechtigkeit

Offenkundig tritt dabei wohl als erstes die Widersprüchlichkeit zwischen den Maßgaben partnerschaftlicher Gerechtigkeitsansprüche und den Ideen der romantischen Liebe hervor. Die konträren Logiken sind in dieser Arbeit bereits in der Abgrenzung der Merkmale des spätmodernen Liebesideals im Kapitel 3.3 angeklungen und wurden mit Verweis auf ihre diffizilen Wechselwirkungen rund um das von Koppetsch beschriebene Gabentauschverhältnis weiter ausdifferenziert. Die zur Leidenschaft und Hingabe bereite Liebe übergeht in der vollumfänglichen Wertschätzung der anderen Person Asymmetrien in der Beziehung, die eine egalitär ausgerichtete Partnerschaftlichkeit zu regulieren versucht. Werden beide Ansprüche hochgehalten, geht die Realisierung einer der Logiken zwangsläufig mit einer Beschränkung der anderen Logik einher. Dies stellt einen geeigneten Zusammenhang dar, um Enttäuschungen und Konfliktodynamiken zu prädestinieren. Die im vorherigen Kapitel angeführte Empirie zeigt deutlich auf, dass beide Prinzipien als Fundament gegenwärtiger Beziehungskonzepte umfassende Würdigung erfahren; wobei die weiterführenden Analysen die darunter gefassten diversen Sinngehalte und Gewichtungen deutlich auffächern. Nicht nur widersprechen sich also die Logiken der romantischen Liebe und der Partnerschaftlichkeit, auch die ins Verhältnis zu setzenden Verständnisse der Begriffe sind variabel: Welche Rolle der Liebe zugeordnet wird und in welchen Kontexten sie mit welchen Partnerschaftslogiken in Einklang zu bringen ist, scheint

²² So zeigt etwa Horn anhand einer objektiv-hermeneutischen Analyse unterschiedlicher Begründungen der Eheschließung auf, dass die rekonstruierten Sinngebungen differenzierte Valorisierungsmuster aufweisen: Der Entschluss zur Ehe kann weiterhin mit Bezug auf scheinbar allgemeingültige Normen im Modus des Allgemeinen erfolgen. Ebenso kann die Entscheidung zur Ehe aber auch über die Valorisierung spezifischer Merkmale, wie etwa die Heraushebung der Verbindlichkeit oder rechtlicher Vorteile, begründet sein. Die Institution der Ehe erfährt damit eine Transformation zu etwas individuell. Besonders im Sinne der Singularisierung. Horn schlägt daher die Beschreibung der Multiplizierung der Ehe vor, welche auf die heterogenen Bedeutungszuweisungen spätmoderner Eheschließungen verweisen sollen (vgl. Horn 2021: 136 f., 146 f.).

entsprechend anfällig für Uneinigkeiten und daher relevant für das Konflikt- und Krisenpotenzial in Paarbeziehungen. Anzuzweifeln ist zudem, dass im alltagspraktischen Verständnis eine Differenzierung der Prinzipien sowie ein reflexiver Zugang zu diesen, gerade angesichts von Konfliktodynamiken, gegeben ist.²³

Ausweitung von Reflexions- und Kommunikationshandlungen

Die Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Logiken sowie das Bestehen divergierender Ansichten müssen jedoch nicht zwangsläufig zu beziehungsdestabilisierenden Dynamiken führen – vielmehr stellt das spätmoderne Liebesideal dem Paar über den Verhandlungsimperativ und die Ausweitung von Reflexions- und Kommunikationshandlungen geeignete Mittel zur Verfügung, die einen Umgang mit den thematischen Differenzen konfligierender Zielsetzungen nachvollziehbar und verhandelbar erscheinen lassen. Die daraus resultierende Beziehungsarbeit, die das Fundament der gemeinsamen Beziehungsrealität formt, fand bereits im Kapitel 3.3 Erwähnung. Im fachlichen Diskurs wird bezugnehmend auf die Intensivierung der Reflexions- und Kommunikationsbemühungen allerdings auf einen paradoxen Effekt verwiesen. So bezeichnet etwa Lenz die Ausweitung der Kommunikation als „riskantes Unternehmen“ (Lenz 2003: 175). Sie setze im Zwiegespräch nicht nur umfassende Fähigkeiten zur konstruktiven Gesprächsführung voraus, wie etwa Mentalisierungs- und Verbalisierungskompetenzen sowie wohlwollende Rezeptionsbemühungen, sondern hat darüber hinaus das Potenzial, die Unvereinbarkeit von Positionen deutlich herauszustellen (vgl. ebd.): „Durch die intensive Selbstthematisierung nimmt nämlich auch die Wahrscheinlichkeit zu, dass unüberbrückbar erscheinende Gegensätze erkennbar werden.“ (ebd.) Aus diesem Grund stellt auch Schneider in Anlehnung an Untersuchungen zur Konsensfiktion heraus, dass die „*Metakommunikation über die Beziehung*“ (Schneider 1994: 149, H.i.O.) ein „gefährliches ‘Krisenmedikament’“ (ebd.) sei, welches gerade zu Beziehungsbeginn eher gemieden wird. Das Aufdecken eines Dissens kann nicht nur zu Konflikten führen, sondern die Beziehung grundlegend in Frage stellen. Um dieses Risiko zu minimieren, umgeht das Paar konflikthafte Themen, indem es unbewusst die Konsensfiktion nutzt und eine Beziehungsrealität aus dem unabgesprochenen, sich scheinbar selbstverständlich ergebenden Miteinander entstehen lässt (vgl. ebd.). Die Ausweitung der Reflexions- und Kommunikationsbemühungen kann nun einerseits einen Austausch über das gefundene Arrangement erleichtern und Gelegenheit bieten, Wünsche und Bedürfnisse in transparente Aushandlungsprozesse einfließen zu lassen und dabei relevanten beziehungsinternen wie -externen Erlebnisinhalten Raum geben. Andererseits lässt die Ausweitung die Klärung möglicherweise streitbarer Positionen im Sinne des Beziehungsideals wünschenswert und einforderbar werden und führt damit gegebenenfalls zu einer Vervielfältigung streitbarer Auseinandersetzungen. Diese schaffen jedes Mal Anlass, die je individuellen Positionen und Empfindungen im Abgleich mit denen des*der Partner*in einer Bewertung zu unterziehen (vgl. Lenz 2003: 215).

²³ Nach Erkenntnissen der Mentalisierungsforschung wird die Reflexionsfähigkeit mit zunehmendem emotionalen Erregungsniveau eingeschränkt (vgl. Roesler 2018b: 120 f.).

Nach welchen Maßgaben beispielsweise die Beziehung zu gestalten ist, welche Zukunftsvisionen mit ihr verbunden sind oder welche Priorität der Beziehung gegenüber anderen Lebensbereichen eingeräumt wird, muss in einer entsprechenden Aushandlung zwangsläufig den Modus der Vagheit überschreiten und birgt in dieser Präzision bislang möglicherweise konsensual imaginerter Sinngehalte das Potenzial, das Paar mit dem Ausmaß der Übereinstimmung, aber eben auch der Unvereinbarkeit der Ansichten zu konfrontieren. Freigesetzt aus normierenden Paargestaltungsmustern ergibt sich daraus in Abhängigkeit vom identitätsstiftenden Charakter der zu verhandelnden Thematik, der individuellen Verhandlungsbereitschaft der Positionen sowie dem Vorhandensein von Kompetenzen konstruktiver Problemlösung und Konsenssuche die Möglichkeit, konflikt- und krisenhafte Prozesse anzustoßen.

Re-Modernisierung asymmetrischer Geschlechterverhältnisse

Die breite Bezugnahme auf traditionelle geschlechtsspezifische Zuschreibungen, die in den angeführten empirischen Ergebnissen deutlich wird, könnte im Kontext des zuvor aufgezeigten Konfliktpotenzials als Versuch verstanden werden, auf einen beziehungsexternen Maßstab zu rekurrieren, der im Rückgriff auf naturalisierende Argumentationen zugleich identitätsstiftende Eigenschaften offeriert, Kontingenzen reduziert und auf dieser Basis Aushandlungsprozesse um den Preis hierarchiefreier Egalität vorstrukturiert. Das Ausmaß an Beziehungsarbeit wird bei beidseitiger Zustimmung deutlich reduziert. Konflikte würden entsprechend aus einer unterschiedlichen Relevanzsetzung der Partner*innen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Zuschreibungen oder einer einseitigen Zurückweisung derselben resultieren. Wie die Untersuchungsergebnisse aber auch zeigen, findet die Reproduktion asymmetrischer Geschlechterverhältnisse weniger absolut und offenkundig statt, sondern vorwiegend als Teil inkonsistenter Leitbildvorstellungen, ebenso wie auf einer prä-reflexiven Ebene, die trotz verbaler Befürwortung des Gleichheitsideals den gelebten Beziehungsalltag in traditionellen Rollenmustern münden lässt. Das Konflikt- und Krisenpotenzial spätmoderner Beziehungswelten, welches hieraus erwächst, spiegelt das Hineinwirken gesellschaftlicher Machtverhältnisse und die Ausblendung dieser in der individualisierten Beziehungsrealität wider. So zeigen etwa die Untersuchungen Kaufmanns, dass das verkörperte geschlechtsspezifische Verhaltenskapital den Anschein einer individuellen Präferenz für die prä-reflexiv gewählten Handlungsroutrinen erwecke, auch wenn dadurch traditionelle geschlechtsspezifische Rollenmodelle reproduziert werden (vgl. Kaufmann 1995: 119 f.). Illouz führt die Beständigkeit der Zustimmung zu hierarchischen Vorstellungen darauf zurück, dass in den historischen patriarchalen Gesellschaftsordnungen über das Medium der Machtbeziehung zwischen den Geschlechtern kulturelle Praktiken der Erotisierung und Beziehungssicherung bereitgestellt wurden. Sie sind in verkörperten Praktiken präsent und enthalten unbewusste orientierungsstiftende soziale Skripte, die intime Beziehungsge-
sten natürlich, spontan und selbstverständlich erscheinen lassen. Ideale der Partnerschaftlichkeit und Gleichberechtigung stellen diese unbewussten Handlungsskripte nicht nur in Frage,

sondern scheinen Beziehungspraktiken mit dem Ziel einer Sensibilität gegenüber traditionellen Orientierungen und Machtasymmetrien zu verkomplizieren (vgl. Illouz 2011: 315, 335).

Weiterführend kann mit Bethmann auf die Bedeutung der Selbstreflexion bezüglich der Identifikation mit soziokulturellen Maßgaben verwiesen werden. Ihre Arbeiten zeigen auf, dass soziale Erwartungen an Beziehungen weiterhin Bestand haben. Allerdings, so Bethmann, gehen „Normen und Traditionen [...] einen Umweg über das Innere. Dort werden sie ‚entdeckt‘ als ‚eigene‘ Ansprüche an eine Liebesbeziehung.“ (Bethmann 2013: 171) Die Selbstreflexion bietet die Möglichkeit vor dem Hintergrund des „Nadelöhr[s] der authentischen Identität“, soziale Erwartungshaltungen als individuelle Bezugspunkte zu deuten. Diese individuelle Bezugnahme entkoppelt sie jedoch nicht nur von der Betrachtung kollektiver Zusammenhänge (vgl. Koppetsch/Burkart 1999: 195) und erkennt damit zugleich die weitreichende Relevanz ungleichheitsfördernder gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, sondern verleiht asymmetrischen Beziehungsverhältnissen auch vor dem Hintergrund spätmoderner Beziehungsideale eine argumentative Legitimation im Rahmen gleichberechtigter Aushandlungsprozesse. Trotz partnerschaftlichem Ideal, Aushandlungsimperativ und der Sensibilität für die Autonomie der Partner*innen immunisiert das spätmoderne Beziehungsideal somit nicht gegen die Aufrechterhaltung asymmetrischer Geschlechterverhältnisse, sondern schafft über die Individualisierung von Begründungszusammenhängen Möglichkeiten, traditionelle Beziehungsmodelle mehr oder weniger bewusst zu re-modernisieren (vgl. Bethmann 2013: 170 f.).

Authentische Selbstverwirklichung und das Dauerhaftigkeitsversprechen der romantischen Liebe

Das Streben nach authentischer Selbstverwirklichung wurde hinsichtlich des Konfliktpotenzials bislang im Aufeinandertreffen divergierender Sichtweisen ausgeführt. Im Kontext der Paarbeziehung stellt sich dieses Ideal allerdings an weiteren Punkten als ambivalent heraus. So wird mit Blick auf die Untersuchungsergebnisse und die Fachliteratur deutlich, dass die intrapersonellen Bezugspunkte, auf die sich die selbstreflexiven Bemühungen beziehen, zum Teil dynamisch und inkonsistent sind. Illouz kritisiert etwa, dass das Ideal der Authentizität davon ausgehe, dass Gefühle über eine unzweifelhafte und beständige Aussagekraft²⁴ verfügen, die es zu erkennen und zu kommunizieren gilt (vgl. Illouz 2011: 63). Auch Kaufmann führt in der Analyse seiner Forschungsergebnisse gerade im Hinblick auf die Widersprüche zwischen der diskursiven und praktischen Ebene aus, dass für Personen zeitgleich unterschiedliche und eben auch gegensätzliche Handlungslogiken relevant sein können, die in Abhängigkeit vom sozialen wie situativen Kontext handlungsleitend werden (vgl. Kaufmann 1995: 158). Dieser Umstand bietet eine geeignete Erklärung für die in den Untersuchungsergebnissen vielfach

²⁴ Mit Verweis auf kognitionspsychologische Befunde zeigt Illouz zudem auf, dass die selbstreflexive Ergründung des eigenen Innenlebens Verzerrungen unterliegt (vgl. Illouz 2011: 175-177). Mit Blick auf die angeführten Studienergebnisse des DELTA-Instituts kann auch das im Kapitel 4.2 beschriebene *traditionelle Bias* hierzu gezählt werden.

aufscheinenden Inkonsistenzen in den Leitbildvorstellungen und deckt sich mit der Feststellung der interaktiven Hervorbringung des Liebesverständnisses nach Bethmann.

Ähnlich wie der von Reckwitz im zweiten Kapitel angeführte Zweifel, ob die wandelbaren, affektiven Zustände hinreichende Qualitäten zur Entscheidung langfristiger Fragestellungen liefern, rückt im Kontext der Paarbeziehung die „Diskontinuität“ (Bethmann 2013: 86) des Liebeserlebens in den Blick. Verspricht die romantische Liebe die Dauerhaftigkeit der Bindung, klingt in den Untersuchungsergebnissen durchaus Zweifel daran an. Illouz verweist im Kontext von dauerhaften Beziehungen und Selbstverwirklichung auf die Gleichzeitigkeit widerstreitender Sinnlogiken: Während sich das Bindungsstreben auf einen zukünftigen Zustand hin entwirft, in dem vermeintlich die gleichen emotionalen Empfindungen bedeutsam sein werden, wie in der Gegenwart; sucht die Selbstverwirklichung danach, Optionen offen zu halten, um angesichts veränderter Bedürfnisse, Empfindungen oder anderweitiger intrapersoneller Bezugspunkte das eigene Handeln danach jederzeit neu ausrichten zu können (vgl. Illouz 2011: 187, 189). Die Festlegung, die mit der Bindung einhergeht, begrenzt somit die Handlungsoptionen, die angesichts selbstreflexiver Prozesse gegebenenfalls sinnvoll erscheinen: „sich zu binden, bedeutet, eine Wahl zu treffen, mit der man auf die Möglichkeit verzichtet, sein künftiges Wohl um jeden Preis zu steigern.“ (ebd.: 187) Bringt man beide Logiken zusammen, ergeben sich somit paradoxe Wechselwirkungen. Muss sich die getroffene Wahl kontinuierlich vor dem Ideal authentischer Selbstverwirklichung behaupten, büßt die Bindung ihr Dauerhaftigkeitsversprechen ein. Ob eine Beziehung entsprechend angesichts eines diskontinuierlichen Liebeserlebens mit Blick auf die emotionalen Ansprüche aufgegeben oder im Sinne des Dauerhaftigkeitsversprechens aufrechterhalten wird, verweist auf die paradoxen Sinnbezüge des spätmodernen Beziehungsideals, denen ein nicht zu unterschätzendes Krisenpotenzial innewohnt.

Erwerbsarbeit und Vereinbarkeit

Die idealisierte spätmoderne Beziehung – gedacht als Ort der umfassenden Anerkennung authentischer Individualität und geprägt vom wechselseitigen Wunsch nach sowie dem Bemühen um selbstverwirklichungsfördernde Rahmenbedingungen – bringt vor dem Hintergrund der sich wandelnden Bedeutung der Arbeitswelt weitere Herausforderungen mit sich. So haben zwar die Bildungsexpansion und die Möglichkeiten zur gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt die von Beck noch in den 1990er Jahren diagnostizierte *Halbierte Moderne* zumindest diskursiv geöffnet²⁵ und die Paarbeziehung von ihrer ökonomischen

²⁵ Einerseits ist die finanzielle Absicherung damit zwar nicht mehr von Konzepten wie der Versorgerehe abhängig. Andererseits bringen die im vorherigen Kapitel deutlich gewordenen, weiterhin bestehenden traditionellen Orientierungen entsprechende Arbeitsarrangements hervor. So zeigt etwa eine Berechnung des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung, dass im Jahr 2018 46 Prozent der erwerbstätigen Frauen einer Teilzeitbeschäftigung nachgingen; die Teilzeitquote der Männer lag 35 Prozentpunkt darunter (bei elf Prozent) (vgl. Hobler et al. 2020: 27). Angesichts einer neoliberalen Aushöhlung gesellschaftlicher Absicherungsmechanismen und der Absicherungsstrukturen im Alter sind damit insbesondere für Frauen Trennung beziehungsweise Scheidung weiterhin mit einem erhöhten Armutsrisiko verbunden (vgl. Böhm et al. 2010: 213; Wimbauer 2021: 52; Wimbauer et al. 2007: 39).

Absicherungsfunktion freigestellt. Der Arbeitsmarkt stellt allerdings nun vielmehr, der Theorie reflexiver Modernisierung folgend, den zentralen gesellschaftlichen Integrationsmechanismus dar, der über die Adressierung beider Partner*innen die Logiken und Auswirkungen neoliberaler Entwicklungen in doppelter Gewichtung an die Paarbeziehung heranträgt. Darunter fallen etwa die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen, die Ausweitung prekärer und zeitlich befristeter Beschäftigungsverhältnisse, steigende Mobilitätsanforderungen, zunehmende Konkurrenz unter den Beschäftigten aufgrund profitorientierter Unternehmensentwicklungen sowie der gleichzeitige Abbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherungsstrukturen zugunsten aktivierender arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen (vgl. Burkart 2018: 288 f.; Wimbauer 2021: 51 f.; Wimbauer/Motakef 2020: 30 f.). Hirsland und Leuze diagnostizieren entsprechend den „Imperativ eines Übergangs vom ‚Familienernährermodell‘ zum für beide Geschlechter geforderten ‚Selbsternährermodell‘“ (Hirsland/Leuze 2010: 194).

Die beziehungsexternen Logiken des Arbeitsmarktes finden in der Koordinierung beider Erwerbsverläufe Einzug in die Beziehungsrealität und können hier mit weitreichenden Konsequenzen verbunden sein (vgl. Maiwald 2011: 90 f.). Lebt das Paar etwa aufgrund ökonomischer Zwänge²⁶ oder berufsbedingter Mobilitätsanforderungen in getrennten Haushalten, können sich daraus Belastungen für die Beziehungsqualität ergeben, die sich beispielsweise in begrenzten Zeiträumen für Nähe und Intimität, Freizeiterlebnisse, die Pflege gemeinsamer sozialer Netzwerke sowie notwendiger Beziehungsarbeit äußern und so die Gestaltung und Intensivierung der Partnerschaft erschweren (vgl. Lois/Lois 2012: 121).

Auf der anderen Seite zielt der Wandel der Arbeitswelt zunehmend auf eine Entgrenzung der Sphären Privatsphäre und Erwerbstätigkeit ab und eröffnet über spezifische Arbeitsverhältnisse und Karriereoptionen ganz im Sinne des Singularisierungsgedankens auch Anerkennungs- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten. Die Arbeitswelt kann als Anerkennungsressource somit in Konkurrenz zur Paarbeziehung treten (vgl. Burkart 2018: 277). So nehmen subjektivierte Arbeitsverhältnisse den*die Arbeitnehmer*in als ganze Persönlichkeit in den Blick, wertschätzen seine*ihre Individualität als Bereicherung für das Unternehmen und bieten Möglichkeiten zur persönlichen Weiterentwicklung (vgl. ebd. Wimbauer 2012: 137). Wird die Selbstverwirklichung einseitig oder von beiden Partner*innen überwiegend im Bereich der Erwerbstätigkeit angestrebt, können daraus Konflikte hinsichtlich divergierender Relevanzsetzungen sowie Probleme in der Koordination des gemeinsamen Beziehungslebens und der je individuellen Arbeitsleben und Karriereorientierungen resultieren. Fraglich ist, inwieweit das berufliche Engagement im Sinne des spätmodernen Beziehungsideals mit den Zielen der umfassenden

²⁶ Nach einer Untersuchung von Feldhaus und Diener (2011) ist für Partner*innen, die Grundsicherungsleistungen für Arbeitssuchende erhalten, der Entschluss zum Zusammenziehen von den negativen ökonomischen Konsequenzen beeinflusst, die mit der Gründung einer Bedarfsgemeinschaft einhergehen. Die Haushaltsgründung als wesentlicher Schritt der fortschreitenden Institutionalisierung einer Beziehung zeigt sich hier somit in Abhängigkeit von der Teilhabe am Arbeitsmarkt und der Ausgestaltung sozialstaatlicher Sicherungsstrukturen.

Anerkennung authentischer Individualität und der wechselseitigen Förderung der Selbstverwirklichung im Rahmen der Beziehung Unterstützung erfahren kann, wenn dadurch die Interessen der Beziehung aus dem Blick geraten. So zeigt auch eine qualitative Untersuchung zur Thematik der Anerkennungsverhältnisse in Doppelkarrierepaaren von Wimbauer (2012), dass die Berufstätigkeit zum einen als Teil der Individualität des*der Partners*in wechselseitiger Anerkennung bedarf und darüber hinaus immer wieder mit der Berufsorientierung des*der Partners*in sowie den Interessen der Beziehung in ein geeignetes Verhältnis gebracht werden muss.²⁷ Angesichts von berufsspezifischen oder beziehungsinternen Veränderungen scheint das Ausbalancieren mit Konflikt- und Krisenpotenzialen für die Beziehung einher zugehen (vgl. Wimbauer 2012: 324 f.). Fraglich ist zudem vor dem Hintergrund der latenten Wirksamkeit geschlechtsspezifischer Sozialisationserfahrungen und asymmetrischer Geschlechterverhältnisse, inwiefern die paarinternen Synchronisationsbemühungen von eben diesen beeinflusst werden (siehe auch Spura 2014: 320).

Der Einfluss der Arbeitswelt auf die Paarbeziehung scheint dabei nicht nur auf subjektivierte Arbeitsverhältnisse begrenzt zu sein. Ganz im Sinne der von Reckwitz diagnostizierten neuen Klassenlagen, die sich an den Selbstverwirklichungsmöglichkeiten privilegierter Arbeitsverhältnisse orientieren, zeigt eine Studie von Wimbauer und Motakef, dass selbst unter prekären Bedingungen Erwerbstätigkeit und Leistungsorientierung zwar nicht als Selbstverwirklichungs-, jedoch als wesentliche Anerkennungs- und Sinnstiftungsressource dienen können (vgl. Wimbauer/Motakef 2020: 78, 325, 343). Die Studie fand zudem heraus, dass erwerbsseitige Anerkennungsdefizite in Abhängigkeit vom jeweiligen Paarbeziehungskonzept innerhalb der Beziehung zum Teil kompensiert werden oder sich als weitere Belastung destabilisierend auf die Beziehung auswirken können (vgl. ebd.: 330). Somit stellt auch hier das Ausbalancieren und ins Verhältnis setzen beider Lebensbereiche ein durchaus Streitbares Anliegen dar. Insgesamt ist das Konflikt- und Krisenpotenzial, welches sich aus den Einflüssen der Arbeitswelt speist, mit Blick auf die Ergebnisse einer Befragung von Mitgliedern einer Onlinepartner*innenbörse (2018, n=653) nicht zu unterschätzen. Mehr als jede*r dritte der Befragten gab an, dass Arbeitsstress in der Beziehung bereits viele Streitigkeiten ausgelöst und die Beziehung schon einmal grundlegend gefährdet habe (Frauen: 39 Prozent; Männer 35 Prozent). Zudem gaben 16 Prozent der befragten Frauen und 26 Prozent der befragten Männer an, dass der Arbeitsstress bereits zum Ende einer Beziehung geführt hat (vgl. statista 2020b: 14, 44).

Trennungen

Die angeführten Konflikt- und Krisenpotenziale machen deutlich, dass die Heraushebung individuell bedeutsamer Bezugspunkte, welche die gewünschte Authentizität und Autonomie der

²⁷ Mit Uhde kann darauf verwiesen werden, dass der emanzipative Grundgedanke von gleichberechtigter Erwerbstätigkeit geschlechtsspezifische Ungleichheitsstrukturen oftmals nicht auflöst, sondern einer *verzerrten Emanzipation* entspricht, da die ausgelagerten Care-Tätigkeiten häufig von migrantischen Frauen in prekären Arbeitsverhältnissen übernommen werden (vgl. Uhde 2020: 37 f.).

Partner*innen begründen, im gleichberechtigten Aufeinandertreffen der daraus abgeleiteten Bedürfnisse, Wünsche und Erwartungen konflikt- und krisenhafte Dynamiken anzustoßen vermögen. Folgt man diesem Gedanken, fordern selbstverwirklichungsrelevante Konfliktthemen die Flexibilität der individuellen Ansprüche heraus. Da die mit den Ansprüchen verknüpften, individuell bedeutsamen Beziehungskonzeptionen angesichts des spätmodernen Kontingenzerlebens über die situative Bezugnahme hinaus jedoch eine orientierungs- wie identitätsstiftende Funktion erlangen, die sich im Sinne der Singularisierungstheorie als valorisierende Aufwertung verstehen lässt, erfolgt eine Anpassung der Ansprüche weniger im Abgleich mit sozialen Erwartungshaltungen als vielmehr in Ausrichtung auf das angenommene Ausmaß einer emotional befriedigenden, authentischen Lebensführung.

Mit Burkart lassen sich die Folgen unverhandelbarer Orientierungsmuster errahnen: „Je höher diese Ansprüche [an die Beziehung] sind, desto schwieriger sind sie zu erfüllen, desto schneller stellt sich die Enttäuschung über den Partner ein.“ (Burkart 2018: 190) Dieser *Ent-Täuschung*, also dem Aufdecken und Vergegenwärtigen der Tatsache, dass die eigenen Erwartungen in der Beziehung keine Umsetzung finden, kann einerseits ein produktives Moment der Neuausrichtung und -gewichtung bestehender Erwartungshaltungen innewohnen; andererseits kann die Reflexion dieser Umstände eben auch das gemeinsame Fundament der Beziehung in Frage stellen. Das „Leitbild [wird] bisweilen auch zum Leidbild“ (Wimbauer 2021: 47), fasst auch Wimbauer die Konsequenzen zusammen, die mit den am Alltag gescheiterten Ansprüchen und sich abzeichnenden Widersprüchen zwischen romantischen Idealen, dem „Dauerreflexionsgebot“ (ebd.: 53) und den „Optimierungsimperative[n]“ (ebd.) unvermeidlich zu sein scheinen. Die nicht eingelösten Erwartungen an die Beziehung legen Wimbauer folgend eine Trennung beziehungsweise Scheidung nahe (vgl. ebd.: 53); wobei gerade in den mit der Pluralisierung einhergehenden nicht-ehelichen Beziehungsformen das Trennungsrisiko noch höher ausfällt (vgl. DB 2018a: 9). Auch Peuckert verweist auf „die gestiegenen affektiv-emotionalen Ansprüche“ (Peuckert 2012: 343), die das persönliche Glücksempfinden an die Beziehung koppeln und damit die Instabilität der Beziehung zu prädestinieren scheinen.

Stützen lassen sich diese Überlegungen zu Trennungen als Folgen der gestiegenen Ansprüche an die sowie der gescheiterten Erwartungen in den Beziehungen auf die Ergebnisse einer Online-Umfrage aus dem Jahr 2019 mit Nutzer*innen einer Online-Partner*innenbörse (n= 4295, bis zu drei Nennungen möglich). Befragt nach den Gründen für ihre Trennung zählten zu den drei häufigsten Nennungen das Unglücklichsein in der Beziehung (29 Prozent), fehlende Gefühle füreinander (28 Prozent) sowie unterschiedliche Interessen und das Gefühl, sich auseinander gelebt zu haben (25 Prozent). Etwa jede*r Fünfte trennte sich aufgrund unterschiedlicher Zukunftsvorstellungen (19 Prozent) (vgl. statista 2020b: 9, 39). Bereits 2016 hatte eine Umfrage (n= 2270, Einfachauswahl) auf der gleichen Plattform ähnliche Ergebnisse geliefert. Hier zählten zu den häufigsten Trennungsgründen, sich nicht genug geliebt und wertgeschätzt zu fühlen, fehlende Gemeinsamkeiten und unterschiedliche Zukunftsvorstellungen (vgl. ebd.: 13).

5 Zusammenfassung: Gesellschaftliche Pa(a)radoxien spätmoderner Beziehungswelten

Die Gestaltung von Paarbeziehungen in der Spätmoderne ist ein vielgestaltiges wie herausforderungsvolles Unterfangen. Als zugespitzte Zusammenfassung der bisherigen Ausführungen soll daher die Formulierung *gesellschaftlicher Pa(a)radoxien* dienen, die einerseits auf die diskursive Verwobenheit des Paares in gesellschaftlichen Imperativen und spannungsreichen Leitbildern auf der Makroebene verweist; andererseits den herausforderungsvollen Umgang mit den paradoxen Anforderungen und möglicherweise paarinternen widersprüchlichen Verständnissen, Erwartungen und Wünschen im intimen Miteinander der Mikroebene erfasst.

Die in den bisherigen Ausführungen herangezogene paarsoziologische Perspektive zeigt eingehend auf, wie sich im historischen Wandel die Beziehungsideale in Relation zu den Rationalisierungs-, Reflexions- und Freisetzungsprozessen der Modernisierungsdynamiken entwickelten und in ihrer gegenwärtigen Gestalt einen umfassenden Spielraum an Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten eröffnen. Historisch neu sind dabei nicht nur die sich lösenden normativen Maßgaben hinsichtlich der Beziehungsform, sondern ebenso die egalitären partnerschaftlichen Gerechtigkeitsansprüche sowie das Streben nach authentischer Selbstverwirklichung auf der Basis psychologischer Modelle. Abgeschliffen an pragmatischen Überlegungen dienen auch romantische Ideen weiterhin als relevante Bezugsgrößen von Paarbeziehungen, wobei besonders ihr affektiver Charakter und ihr vollumfängliches Anerkennungsversprechen gerade vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Singularisierungstendenzen herauszustellen sind.

Der Einblick in die empirisch erforschte Praxis macht deutlich, dass der Umgang mit der Kontingenz der Paarbeziehung durch sozial vermittelte sowie individualisierte Bezugnahmen auf die Elemente des spätmodernen Beziehungsideals in diversen – bewussten wie unbewussten – Ausformungen erfolgt und dabei neben Inkonsistenzen auch ambivalente Auslegungen möglich sind. In der Vielfalt an Wertbezügen, Ansprüchen sowie Liebes-, Gerechtigkeits- und Authentizitätsverständnissen, die dabei zum Vorschein kommen, spiegelt sich nicht nur die Freisetzung der Individuen wider, sondern ebenso ihre Vergesellschaftung innerhalb sozial verfügbarer *Wahrheiten* und Wissensordnungen, die von neoliberalen und noch immer auch von patriarchalen Logiken durchzogen sind. Im Rahmen spätmoderner Identitäts- und Kuratierungsarbeit erhalten die individuellen Bezugnahmen eine identitätsstiftende Qualität, die im Aufeinandertreffen mit divergierenden Ansichten des*der Partner*in beziehungsinterne Konflikte und Krisen anstoßen können.

6 Modernisierungsspezifische Probleme im Kontext der Paarberatung

„Viele sind von einem Idealbild überfordert“ (Winter 2019: 6).

Diese Feststellung des Paar- und Familientherapeuten Regner im gleichnamigen Artikel von Winter verwundert angesichts des gesellschaftlichen Wandels der Beziehungsideale und deren vielgestaltigen, komplexen wie ambivalenten Umsetzungen in den Beziehungsrealitäten und

Ausgestaltungsprozessen kaum. Im Fokus der öffentlichen Debatte stehen oftmals in erster Linie die Probleme beidseitiger Erwerbstätigkeit bei gleichzeitiger Familienorientierung und Betreuungsbedarfen für Kinder und pflegebedürftige Familienangehörige.²⁸ Dass allerdings in den spannungsreichen Beziehungsdiskursen der Spätmoderne auch die Paar- und Beziehungsgestaltung an sich zu einer gewissermaßen *fragwürdigen* Angelegenheit werden kann, ist vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen kaum von der Hand zu weisen. Nach Elberfeld ist es ebenso dem Imperativ einer selbstverantworteten, authentischen Lebensführung geschuldet, dass die Individuen für den Umgang mit der Kontingenz der Beziehungsgestaltung „professionelle[n] Rat [einholen]“ (Elberfeld 2020: 597).

Das Aufsuchen einer Beratungsstelle ist dabei sicher nicht immer der erste Schritt – vielmehr versuchen Ratsuchende oftmals ihre Anliegen zunächst im Austausch mit dem sozialen Umfeld, über die Nutzung digitaler Medien oder auch mithilfe von Ratgeberliteratur zu klären (vgl. Koschorke 2013: 25). In einer Untersuchung von Scholz et al. (2014) über die inhaltliche Ausrichtung von Beziehungsratgebern, welche zwischen Mitte des 20. Jahrhunderts bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts veröffentlicht wurden, zeigt sich, dass auch in der inhaltlichen Ausrichtung der Beiträge der diskursive Wandel des Beziehungsideals abzulesen ist. So finden in den spätmodernen Ratgebern vor allem die Selbstreflexion und Autonomiesicherung sowie eine Verlagerung der vollumfänglichen Anerkennungsansprüche auf Lebensbereiche außerhalb der romantischen Verbundenheit Betonung (vgl. Reiners 2014: 165 f.). Interessanterweise ist zudem eine „Tendenz der Restauration tradierter Geschlechterbilder“ (vgl. Pohl 2014: 145) festzustellen, die zwar geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen zurückweist, aber auf eine Polarität geschlechtsspezifischer Charakteristika verweist (vgl. ebd.: 144 f.).

In der Studie wird die Ratgeberliteratur als Vermittler kulturell legitimierter sowie alltagstauglicher „Deutungsangebote“ (Scholz/Lenz 2014: 60) diskursiver Sinnorientierungen verstanden, die im Sinne eines Interdiskurses nach Link Wissensfragmente aus Spezialdiskursen zusammenträgt und in die öffentliche Sphäre einbringt (vgl. Klinkert 2014: 194). Analog zu dieser Überlegung soll im Sinne der Fragestellung dieser Arbeit die Praxis der Paarberatung als Ort verstanden werden, an dem in der Auseinandersetzung mit dem einzelnen Paar spätmoderne Beziehungsdiskurse verhandelt werden. Um die Berücksichtigung spätmoderner Dynamiken in der Paarberatung einordnen zu können, sollen zunächst der professionstheoretische Diskurs um die spätmoderne Verortung der Profession der psychosozialen Beratung im Allgemeinen und das Handlungsfeld der Paarberatung im Besonderen vorgestellt werden.

²⁸ Siehe etwa Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2020): „Kinder, Haushalt, Pflege – wer kümmert sich? Ein Dossier zur gesellschaftlichen Dimension einer privaten Frage.“ und Brost, Marc/Wefing, Heinrich (2015): Geht alles gar nicht. warum wir Kinder, Liebe und Karriere nicht vereinbaren können.

6.1 Zeitdiagnostische Einordnung der Institution Beratung

Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse gelten als relevanter Faktor für die Entstehung, Nachfrage und Gestaltung psychosozialer Beratung. So halten etwa Nestmann et al. fest: „Beratung ist auch eine Reaktion auf die Pluralisierung von Lebensformen und Lebensentwürfen und bietet eine offenbar zeitgemäße Form der persönlichen sozialen Be- und Verarbeitung von Modernisierungsprozessen“ (Nestmann et al. 2007: 34).

Da sich die Folgen des gesellschaftlichen Wandels als Herausforderungen und Problematiken in den individuellen Lebenskontexten niederschlagen, soll Beratung dabei helfen, „Menschen in die Lage zu versetzen, Handlungssicherheit zurückzugewinnen“ (Schmidt-Bernhardt et al. 2013: 89). Als „hoch personalisierte Interventionsform“ (Nestmann et al. 2013: 1331) fokussiert psychosoziale Beratung hierfür neben dem individuellen Belastungserleben die subjektiven Sichtweisen und lebensweltlichen Kontexte, um darauf aufbauend hilfreiche Prozesse für einen individuell geeigneten Umgang mit dem Beratungsanliegen anzustoßen.

Nach Keupp bietet Beratung hierfür „einen Markt [...] [an] Identitätserzählungen, die den Subjekten Plätze und Optionsräume für ihre Selbstverortung anbieten.“ (Keupp 2014: 33 f.) Angesichts der im zweiten Kapitel bereits dargestellten Herausforderung individueller Identitätsarbeit fungiert Beratung dem Autor folgend als „Rahmen der ‚inneren Modernisierung‘“ (ebd.: 35); sie unterstützt vor dem Hintergrund der Freisetzung aus gesellschaftlichen Bezügen die Individuen bei der kritischen Betrachtung und geeigneten Modifikation relevanter Sinnorientierungen. In Übereinstimmung mit den fortschreitenden Modernisierungsdynamiken prognostiziert Nestmann, dass Beratung zukünftig als eine „*diskontinuierliche[] Kurzzeitintervention*“ (Nestmann 2019: 24, H.i.O) im Lebenslauf dienen wird, die Menschen immer wieder dann in Anspruch nehmen, wenn sie Orientierung oder Unterstützung bei Krisen und Entscheidungsprozessen suchen. Auch Sawatzki und Rietmann halten fest, dass die Nutzung von Beratung aufgrund der mit den Individualisierungsprozessen einhergehenden Unsicherheiten zugenommen hat (vgl. Rietmann/Sawatzki 2018a: 4). Nach Mönkeberg schlägt sich die von Beck diagnostizierte *neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft* in diesem Sinne in der gesteigerten Nachfrage nach Beratung nieder; die allerdings, wie die Autorin herausarbeitet, nicht aufgrund euphorischer Selbstentfaltungsbestrebungen aufgesucht wird, sondern vielmehr aus einem individuellen leidvollen Erleben heraus (vgl. Mönkeberg 2019: 16, 37).

Auch der von Reckwitz diagnostizierte Wandel der sozialen Logiken des Allgemeinen und des Besonderen legt eine weitere Steigerung der Nachfrage nach Beratung nahe. Nach Reckwitz kann Beratung einerseits zur weiteren Steigerung von Selbstoptimierungsansprüchen beitragen, andererseits aber auch Selbstbegrenzungstendenzen stärken (vgl. Reckwitz 2017: 348, 440). Im fachlichen Diskurs der professionellen Beratung scheint eine Auseinandersetzung mit der Singularisierungstheorie noch am Anfang zu stehen. So fand sich in der Recherche lediglich ein Beitrag von Engel und Nestmann, der die Singularisierungstheorie im Kontext der

Beratungsprofession aufgreift und ihr für zukünftige „beratungsorientierte Debatten“ (Engel/Nestmann 2021: 33) einen hohen Wert beimisst. In dem Beitrag werden die neuen, von Reckwitz diagnostizierten Klassenlagen entlang der in ihnen bedeutsamen Werthaltungen und Singularisierungsmöglichkeiten dargestellt und Überlegungen hinsichtlich der Gestaltung geeigneter Beratungsangebote erörtert (vgl. ebd. : 34 f.). Die jeweiligen Kulturalisierungen in den Lebenswelten finden somit ihren Niederschlag in der Ausdifferenzierung von „Konzept und Praxis“ (ebd.: 33) spätmoderner Beratungsangebote. Die Auseinandersetzung mit der Theorie fordere aber auch zu einer Sensibilität der Beratung gegenüber den machtförmigen Strukturen gegenwärtiger Verhältnisse auf (vgl. ebd. : 36). Beratung muss daher „ihre Handlungsformen und Vokabulare überprüfen“ (ebd.: 38) sowie gesellschaftliche „Paradoxien aushalten und ausbalancieren können“ (ebd.) und schließlich „Antworten finden auf zunehmende Formen der Singularisierung: in Handlungspraxen ebenso wie in ihrem Selbstverständnis.“ (ebd.)

Allerdings lässt sich Beratung auch in ihrer gegenwärtigen Praxis in die Annahmen der Singularisierungstheorie einordnen und sich als gesellschaftlich institutionalisierte Antwort auf den von Reckwitz beschriebenen *Enttäuschungsgenerator* einer auf instabilen Affekten gegründeten Lebensführung verstehen. Ruft man sich die im Rahmen der Singularisierungstheorie angeführte Zielstellung einer befriedigenden und authentischen Lebensführung entlang individuell valorisierter Sinnbezüge ins Gedächtnis, lässt sich Beratung auch als eine Art *Affizierungsmentoring* begreifen. Der Beratungsanlass als Ausdruck partiell problematischer Lebensumstände wird aufgrund seiner unbefriedigenden emotionalen Konsequenzen mithilfe selbstreflexiver Fragestellungen und professioneller Wissensbestände analysiert, woraus im Dialog mit dem*der Klient*in eine sinnhafte und ressourcenorientierte Deutung bisheriger, bislang möglicherweise prä-reflexiver, problematischer Orientierungsmuster hervorgeht. Diese hoch individualisierten Erklärungszusammenhänge erlangen, unterstützt durch ihren professionellen Entstehungskontext, hierdurch selbst einen affizierenden Charakter. Zugleich findet auch die Suche nach Problemlösungen vorrangig auf einer individualisierten Ebene statt und orientiert sich weniger an standardisierten Normalitätserwartungen. Beratung hinterfragt in Übereinstimmung mit dem spätmodernen Selbstverwirklichungsimperativ in diesem Sinne die bislang erfolgten Affizierungsprozesse auf ihre Eignung für eine *glückliche* Lebensführung hin und bietet Unterstützung bei der Suche und Neuausrichtung relevanter Sinnorientierung entlang alternativer authentischer Bezugspunkte.

Diskurssensibilität als Merkmal professioneller Beratung in der Spätmoderne

Die Deutsche Gesellschaft für Beratung e.V. (DGfB) – als führender Dachverband professioneller Beratung im deutschsprachigen Raum – definiert in einem Positionspapier unter Rückgriff auf die Theorie der *Reflexiven Modernisierung* (siehe zweites Kapitel) die gegenwärtige Gesellschaft mitsamt ihren Herausforderungen als „moderne[] reflexive[] Gesellschaft“ (DGfB 2015: 1), in der Beratung eine signifikante institutionalisierte Unterstützungsfunktion innehat. In einer Erläuterung von Seel zu diesem Dokument führt der Autor aus, dass die DGfB hier

eine „Mission“ beziehungsweise eine „Selbstverpflichtung“ (Seel 2013: 1) für ihre mehr als 33.000 Mitglieder definiert. Als Reaktion auf die in dieser Arbeit bereits im zweiten Kapitel herausgestellten Anforderungen an die Individuen soll eine entsprechende „reflexive Beratung“ (DGfB 2015: 2) dabei unterstützen, den „zu Beratende[n] mit seinen sozialen und gesellschaftlichen Bezügen selbst zum Gegenstand prüfender Betrachtung“ (ebd.) zu machen. Seel merkt kritisch an, dass eine Dethematisierung überindividueller Problemkontexte „gesellschaftliche Probleme in die Individuen verlagert“ (Seel 2013: 5). Um dies zu vermeiden, soll eine *reflexive Beratung* zur kritischen Auseinandersetzung mit den verinnerlichten Strukturen anregen. Will Beratung dabei nicht zur Individualisierung gesellschaftlicher Problemlagen beitragen, muss sie sich nach Seel als politische Profession verstehen (vgl. Seel 2013: 5 f.).

Dass eine politische Dimension von Beratung angesichts spätmoderner Entwicklungen zu einem eklatanten Thema wird, scheint zunächst verwunderlich. Allerdings verweist die politische Haltung spätmoderner Beratung vielmehr auf ein notwendiges Bewusstsein für die gesellschaftliche Verwobenheit der Institution innerhalb der machtförmig geprägten, diskursiven Ordnung. Eine entsprechende Haltung fordert dazu auf, sensibel für die in der Beratung anklingenden Diskurse – eingebracht von Klient*innen oder Fachkräften – zu sein, um vermeintliche Wahrheiten in Form von Selbstverständlichkeiten nicht unbedacht zu reproduzieren. Der hierin enthaltene Anspruch an die Professionellen ist als herausforderungsvoll zu werten, da die Eingebundenheit in „aktuelle gesellschaftliche Wahrnehmungsrealitäten“ (Rottländer 2019: 27) den oftmals unhinterfragten Orientierungsrahmen der individuellen Handlungsfähigkeit darstellt. Hare-Mustin verdeutlicht die Relevanz einer derartigen Diskurssensibilität und die Konsequenzen einer ausbleibenden Reflexion in einem anschaulichen Sinnbild. „Der Therapieraum ist wie ein mit Spiegeln ausgekleidetes Zimmer. Er widerspiegelt lediglich, was in ihm zur Sprache kommt.“ (Hare-Mustin 1994: 210) Der Autorin folgend bedarf es daher einer bewussten Haltung, um die hineingetragenen dominanten Diskurse zu erkennen sowie alternativen Deutungen Raum zu geben (vgl. ebd. : 205, 212). Noch deutlicher stellt sich die Relevanz einer derartigen Sensibilität vor dem Hintergrund subjektivierungstheoretischer Betrachtungen heraus. Für das Handlungsfeld der Beratung zeigt Plößer in Anlehnung an die Machttheorie Foucaults auf, dass auch über die unbedachte Bezugnahme auf spezifische Diskurse in der besonderen Interaktionsform der Beratung Subjektivierungspositionen nahegelegt werden, die das Identitätsverständnis der Klient*innen nachhaltig beeinflussen können (vgl. Plößer 2013: 1368-1371). Ebenso verweist Duttweiler darauf, dass Beratung, selbst wenn sie nicht nach erzieherischen wie normativen Maßgaben ausgerichtet ist, mit einer Fokussierung auf psychotherapeutische Erklärungsmodelle und/oder (neoliberal geprägte) Selbstverwirklichungsimperative ihren Klient*innen Selbstführungstechniken im Sinne hegemonialer Diskurse vermittelt (vgl. Duttweiler 2007: 263 f.; siehe hierzu auch Traue 2010: 272 f.).

Herauszuheben ist auch die gesellschaftliche Rolle der Beratung, die den sprachlichen Handlungen in dem Setting eine besondere Tragweite zuteilwerden lässt. Beratung verspricht unter

Berücksichtigung der Perspektive des*der Klient*in eine auf professionellen Wissensbeständen basierende Deutung von problematischen Lebenslagen sowie eine darauf aufbauende Unterstützung bei der Verbesserung dieser (oder einer Unterstützung bei der Verhinderung von Verschlechterung). Von der beratenden Fachkraft als Vertreter*in der Institution wird somit ein professionell legitimiertes Expert*innenwissen erwartet. Die fachlich fundierten Aussagen gelten entsprechend als qualifiziert, angemessen und sinnvoll und begründen eine Asymmetrie zwischen den herangezogenen Sinnorientierungen der beratenden und der ratsuchenden Personen (vgl. Dewe/Otto 1996: 56 f.; Duttweiler 2007: 265).

Mit Schnoor lässt sich hier ergänzen, dass auch die theoretischen Grundlagen der Beratung nicht neutral sind, sondern als spezifische Konzepte der Komplexitätsreduktion dienen, nach denen sich die Problemwahrnehmung und Interventionsplanung der Fachkraft im Austausch mit der Wahrnehmung der Klient*innen ausrichtet. „Jede Beratungstheorie kann als eine symbolische Ordnung verstanden werden: Sie stecken Sinnhorizonte ab und vermitteln Bedeutungszuweisungen.“ (Schnoor 2013: 179) Somit gewährleisten auch fachliche Wissensbestände keine Neutralität, da sie spezifische Aspekte fokussieren, andere hingegen unberücksichtigt lassen. Die dialogische Aushandlung des Beratungsauftrages ist letztlich als Verhandlung der Sinnbezüge und Wertsysteme von beratenden und ratsuchenden Personen zu verstehen (vgl. ebd. Schnoor 2013: 181).

Zusammenfassend lässt sich Beratung in der Spätmoderne als eine Unterstützung im Umgang mit den spätmodernen Herausforderungen, etwa in Form pluraler Sinnorientierungen, sich wandelnden und zum Teil widersprüchlichen Informationen und sich daraus ergebenden Handlungsunsicherheiten, verstehen (vgl. Nestmann/Sickendiek 2013: 1448-1451). Die Beratung soll in diesem Kontext im Rückgriff auf ihre fachlichen Wissensbestände in einer dialogischen Haltung bei der Deutung und der Priorisierung unterstützen und individuell geeignete Problemlösungsprozesse anregen (vgl. Duttweiler 2007: 266). Die hierbei bewusst oder unbewusst herangezogenen und reproduzierten Diskurse stellen sinnhafte Orientierungsmöglichkeiten dar; wobei gerade die von professioneller Seite angeführten Sinnbezüge eine quasi institutionelle, validierte Gültigkeit und eine damit einhergehende Deutungsmacht aufweisen. Das Streben nach Neutralität in der Beratung ist somit angesichts spätmoderner, pluraler Sinnorientierungsangebote ein ehrbares, jedoch kaum einlösbares Unterfangen. Vielmehr sind unhinterfragte Selbstverständlichkeiten ebenso wie professionelle Deutung vor dem Hintergrund des asymmetrischen Verhältnisses von besonderer Tragweite und verweisen auf die politische Dimension der Profession. Eine der Relevanz der Thematik entsprechende Problematisierung des Sachverhalts lässt sich nach Schulze im gegenwärtigen professionellen Diskurs nicht ausmachen – weder in der Praxis, noch in der Wissenschaft oder Lehre (vgl. Schulze 2018: 33). Und auch professionseigene ethische Richtlinien, die Fachkräften eine politische Haltungs- und Handlungsorientierung in der Beratung bieten könnten, sind nach Seel bislang noch vage. Zwar ist das ethische Fundament in den Menschenrechten begründet; welche Konsequenzen sich

daraus in Anbetracht der spätmodernen Verhältnisse und einer professionellen diversitäts- wie intersektionalitätssensiblen Haltung ableiten lassen, ist, dem Autor folgend, eine noch ausstehende Aufgabe der Professionalisierung (vgl. Seel 2013: 6). In einem Versuch von Perko, ethische Leitlinien für die Beratung zu konkretisieren, stellt die Autorin insbesondere die Reflexion der Eingebundenheit von Beratung in gesellschaftliche Machtverhältnisse heraus, was beispielsweise auch die selbstreflexive Auseinandersetzung der Professionellen mit verinnerlichten Stereotypen umfasst (vgl. Perko 2018: 114).

6.2 Das Handlungsfeld der Paarberatung

Nachdem im vorherigen Kapitel die psychosoziale Beratung als professionelle Unterstützungsform im Umgang mit modernisierungsspezifischen Fragen und Unsicherheiten herausgestellt wurde, soll nun überblicksartig das Handlungsfeld der Paarberatung vorgestellt werden. Die Anfänge der institutionellen Paarberatung in Deutschland finden sich in den 1910er Jahren in erzieherischen wie aufklärerischen Ansätzen in Bereichen medizinischer und eugenischer Fragestellungen. Ab den 1920er Jahren kamen Eheberatungsstellen in kirchlicher Trägerschaft hinzu, die aufbauend auf ihren religiösen Verständnissen und Werten die Beratungsarbeit auf beziehungsinterne Schwierigkeiten, juristische Fragen und psychologische Themen ausweiteten. Unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurde die Arbeit der bis dahin entstandenen Beratungsstellen untersagt und das Handlungsfeld in einen eugenischen Zwangskontext pervertiert. Mit dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur fand ein erneuter Aufbau der Beratungslandschaft statt, der bald durch Berufsverbände vorangetrieben wurde (vgl. Klann/Hahlweg 1994: 6-9). Mit dem diskursiven Wandel des Beziehungsideals, der Durchsetzung des Selbstverwirklichungsgedankens und den steigenden Scheidungszahlen in den 1970er Jahren stieg die Nachfrage nach Paarberatung deutlich an (vgl. Eikemann 2016: 23).

Institutionelle Verortung

Paartherapie findet heute größtenteils in institutionellen Beratungsstellen, überwiegend in konfessionell gebundener Trägerschaft, und zum Teil in freien Praxen statt (vgl. Roesler 2018a: 333). Zum bundesweiten Angebot und zur bundesweiten Nachfrage des Handlungsfeldes liegen keine offiziellen Statistiken vor. Nach Roesler existieren „ca. 900 institutionelle Beratungsstellen bundesweit mit circa 10 000 Fällen pro Jahr“ (ebd.). Die Zahlen dürften vermutlich jedoch höher ausfallen. So geht beispielsweise der Fachverband Evangelische Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V. (EKFuL), der in insgesamt 348 evangelischen psychologischen Beratungsstellen Paar- und Lebensberatung anbietet, nach einer ersten statistischen Erhebung von bundesweit circa 44.500 Beratungsfällen (Einzelpersonen sowie Paare) für 2018 in dem Beratungsfeld aus.²⁹ Zudem sind in Anbetracht der individuellen Bedeutsamkeit von

²⁹ In welchem Verhältnis Paarberatungsanlässe und Lebensberatungsanlässe stehen, ist nicht weiter aufgeschlüsselt. Die Erhebungsdaten der EKFuL sind bislang unveröffentlicht und wurden für diese Arbeit dankenswerterweise von der Bundesgeschäftsführerin des EKFuL Frau Biedowicz per Email vom 30.07.2021 zur Verfügung gestellt.

Paarbeziehungen paarspezifische Themen und Problematiken sehr wahrscheinlich auch in anderen psychosozialen Beratungskontexten anzutreffen. So sind gegenwärtig in der Datenbank des *Online Beratungsführers*³⁰ der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e.V. (DAJEB), die zum aktuellen Zeitpunkt Informationen zu insgesamt 14.711 Beratungsstellen umfasst, 3.093 Einrichtungen verzeichnet, die *Eheberatung, Ehe-, Familien- und Lebensberatung* oder *Partnerschaftsberatung* anbieten.³¹ Eine Auswertung von Pairfam-Daten der Erhebungswellen der Jahre 2015/2016 und 2017/2018 des Deutschen Jugendinstituts zeigt zudem auf, dass Paarprobleme zu den häufigsten Themen von Beratung zählen. In den analysierten Erhebungswellen wurde erstmals die Nutzung von Beratungsangeboten und deren thematische Schwerpunktsetzung erfasst. Es stellte sich heraus, dass etwa jeder sechste der Befragten in den vergangenen zwei Jahren ein Beratungsangebot in Anspruch genommen hat (2015/16: 17,1 Prozent; 2017/18: 16,5 Prozent), wobei das Thema *Partnerschaft und Sexualität* beinahe ein Viertel aller Beratungsanlässe ausmachte (2015/16: 24,8 Prozent; 2017/18: 22,3 Prozent) (vgl. Pils/Heitkötter 2020: 33-38). Bezüglich der Beratung scheint eine fachliche Qualifikation dabei nicht immer gegeben. Retzer merkt kritisch an, dass paartherapeutische Zusatzausbildungen vielfach fehlen und damit der Beginn einer Paartherapie „nicht selten etwas von einem Glücksspiel“ (Retzer 2011: 16) hat.

Mit Blick auf die Fachliteratur scheint dieser Umstand angesichts der strukturellen Aufstellung des Handlungsfeldes und dem hohen Bedarf (vgl. Roesler 2019a: 4) nach entsprechenden Beratungsangeboten kaum zu verwundern. So führen etwa Wilbertz und Klann an, dass die gegenwärtigen gesellschaftlichen wie marktwirtschaftlichen Anforderungen einen „Gegenwind“ (Wilbertz/Klann 2010: 4) für Ehe und Familie darstellen. Trotz dieser gesellschaftlich verorteten Entstehungszusammenhänge von Paarproblemen falle die staatliche Finanzierung von Paarberatungsangeboten jedoch unzureichend aus, was einer „nicht hinnehmbaren Tatenlosigkeit“ gleichkomme (ebd.: 8). Ähnlich kritisch merkt auch Roesler an, dass „im deutschen Gesundheitswesen – etwas zugespitzt formuliert – die Paarbeziehung bislang nicht existiert“ (Roesler 2018a: 333). Wilbertz und Klann schlagen daher vor, die Förderung von Partnerschaftskompetenzen als sozialpolitische Aufgabe zu definieren (vgl. Wilbertz/Klann 2010: 8 f.). Ein rechtlicher Anspruch auf Beratung in Fragen der Partnerschaft besteht bislang ausschließlich im Rahmen der Jugendhilfe für Eltern von Kindern und Jugendlichen im Rahmen des §17 SGB VIII.³²

³⁰ Der *Online Beratungsführer* ist ein Onlineangebot des DAJEB zur Unterstützung von Klient*innen bei der regionalen Suche nach geeigneten Beratungsstellen in unterschiedlichen Handlungsfeldern im gesamten Bundesgebiet (vgl. DAJEB 2021).

³¹ Die Information zur Anzahl an Beratungsstellen in der Datenbank, die *Eheberatung, Ehe-, Familien- und Lebensberatung* oder *Partnerschaftsberatung* anbieten, stellte die DAJEB freundlicherweise auf Anfrage per Email vom 03.08.2021 für diese Arbeit zur Verfügung.

³² Im Jahr 2008 gab die EFL des Bistums Münster an, dass etwa sechzig Prozent aller Paarberatungen im Rahmen dieser Jugendhilfemaßnahme stattfanden. Im Umkehrschluss entfielen somit die übrigen vierzig Prozent der Nutzung des Beratungsangebotes auf Paare, die kinderlos sind oder bereits erwachsene Kinder haben, was deutlich

Abgrenzung Paarberatung und Paartherapie

Die bisherigen Ausführungen beinhalten sowohl den Begriff Paartherapie als auch den Begriff Paarberatung. Die Abgrenzung beider Bereiche fällt in der Fachliteratur unterschiedlich aus; zum Teil finden die Begriffe auch synonym Verwendung. Entsprechend weist Weber darauf hin, dass die Übergänge zwischen Paarberatung und -therapie fließend und theoretische Überlegungen vielfach für beide Bereiche zutreffend sind (vgl. Weber 2012: 14). Roesler verwendet den Begriff der Paartherapie, bezieht seine Äußerungen aufgrund der Ähnlichkeit von Anliegen und Interventionsformen aber auch auf die Paarberatung. Der Autor sieht eine Abgrenzung eher in der institutionellen Verortung des Beratungsangebotes – Paarberatung finde als Teil der psychosozialen Versorgung in institutionellen Beratungsstellen, Paartherapie im Rahmen des Gesundheitswesens und in privaten paartherapeutischen Praxen, statt (vgl. Roesler 2018a: 334). Kreische hingegen hebt heraus, dass Paartherapie sich explizit mit Paaren befasst, deren Probleme auf psychische Erkrankungen der Partner*innen zurückzuführen sind (vgl. Kreische 2012: 26). Für Stiehler stellt der Begriff der Paartherapie und dessen Gleichsetzung mit der Paarberatung „ein wenig Etikettenschwindel“ (Stiehler 2018: 139) dar. Der Autor gründet seine Einschätzung auf die Definitionsmerkmale der Psychotherapie. Diese gewährleistet die über Krankenkassen abrechenbare Behandlung psychischer Störungen mit anerkanntem Krankheitswert; Paarprobleme entsprechen allerdings keinem derartigen Krankheitsverständnis, weshalb auch keine Finanzierung eines Heilverfahrens über die Krankenkassen als Paartherapie erfolgt (vgl. ebd.: 138 f.). Eine für die Fragestellung dieser Arbeit besonders interessante Überlegung hinsichtlich der Abgrenzungsthematik liefert Uzler. Die Autorin kritisiert, dass, obwohl sich in der Praxis des Handlungsfeldes beraterische und therapeutische Anteile überschneiden, im fachlichen Diskurs oftmals ein hierarchisches Gefälle zwischen Paarberatung und -therapie zuungunsten der Beratung deutlich wird. In Anlehnung an Nestmann verweist sie auf die unterschiedlichen Vorzüge beider Bereiche, wobei als Stärken der Beratung neben der Fokussierung der Alltagsbewältigung auch die dabei intensiver stattfindende Berücksichtigung der sozialen wie kulturellen Einbindung und der gesellschaftlichen Verortung angeführt werden (vgl. Uzler 2007: 70-72). Als Merkmal der Paarberatung lässt sich somit neben einem paarspezifischen Fach- und Methodenwissen aus dem psychotherapeutischen Bereich gerade das Bewusstsein um soziale wie gesellschaftliche Dynamiken herausstellen, die in ihrer fallspezifischen Relevanz den Beratungsprozess zu bereichern vermögen. Bochmann hofft für die Zukunft der Paarberatung, dass sie „aus dem Schatten der Psychotherapie heraustritt und [...] jenseits eines erhobenen Zeigefingers die pädagogische Rolle wiederentdeckt.“ (Bochmann 2007: 1010) Aufgrund der Unschärfe der Abgrenzung von Paartherapie und -beratung und da anzunehmen ist, dass sich in beiden Bereichen die spätmodernen Dynamiken in den Problematiken der Paare abzeichnen können, wird in den folgenden Ausführungen Fachliteratur aus beiden

auf einen Beratungsbedarf außerhalb der gesetzlich geregelten Anspruchsgrundlage verweist (vgl. Bischöfliches Generalvikariat Münster 2008: 17).

Arbeitsfeldern verwendet und an den entsprechenden Stellen die in der Literatur genutzte Bezeichnung verwendet.

Zielstellung und Vorgehensweise

Nach Roesler verfolgt Paartherapie das Ziel, „die Beziehungsqualität zu verbessern, d. h. die Zufriedenheit beider Partner mit der Beziehung zu erhöhen sowie eine Trennung zu verhindern.“ (Roesler 2018a: 334) Allerdings wird die Einordnung von Trennungen im fachlichen Diskurs unterschiedlich gewertet. So verweist etwa Kröger darauf, dass Trennung und Scheidung keineswegs auf eine fehlgeschlagene Beratung verweisen, sondern dass diesbezüglich eine differenzierte Betrachtung nötig ist (vgl. Kröger 2010: 962). Trennungsempfehlungen der Fachkraft hingegen werden als durchaus „ethisch bedenkliche Intervention“ (Reimer 2000: 183) gewertet; vielmehr sollten Klient*innen darin unterstützt werden, zu eigenen Entscheidungen über die Zukunft ihrer Beziehung zu gelangen. Entsprechend scheint eine neutrale Formulierung der Zielstellung von Paarberatung geeignet, wie sie Bochmann formuliert. Seiner Ansicht nach unterstützt das Beratungsangebot das Paar bei der Bearbeitung von „Störungen und Konflikten [...], um sie einer angemessenen Lösung zuzuführen.“ (Bochmann 2007: 1010). Ob die angemessene Lösung eine Fortführung der Beziehung impliziert oder nicht, bleibt dabei offen.

In den unterschiedlichen Zielformulierungen klingt bereits an, dass auch Paarberatung nicht ohne eine Vorstellung von funktionierenden Beziehungen auskommt, anhand derer Interventionsbedarf und -planung erfolgen und Veränderungen bewertet werden können (vgl. Sanders 2017b: 31). Entscheidend hierfür ist das theoretische Grundverständnis der Beratungsstelle beziehungsweise der beratenden Fachkraft, welches wie Schnoor ausgeführt hat, die relevanten Sinnhorizonte definiert. So existieren etwa psychodynamische, verhaltenstherapeutische, systemische, humanistische sowie integrative Erklärungsmodelle, die ihr je eigenes Verständnis von Paarbeziehungen, Konflikten und Krisen sowie darauf ausgerichtete Beratungsansätze mit sich bringen.³³ Die theoretische Ausrichtung des Beratungsangebotes dient dabei nicht nur als wesentliche Basis für die Klärung des Auftrages, sondern stellt im Sinne des Erklärungsmodells einen Wirkfaktor von Beratungsprozessen dar (vgl. Schär 2016: 60; Warschburger 2009: 66). Bezüglich der Diversität des Handlungsfeldes verweist Roesler auf ein grundlegendes Problem:

„Tatsächlich gibt es in der wissenschaftlichen Literatur praktisch kaum Konsens darüber, welche Arten von Paarproblemen man tatsächlich konzeptuell voneinander differenzieren kann, was Oberflächenphänomene und was tieferliegende Ursachen sind und ob eine solche Unterscheidung überhaupt Relevanz für das paartherapeutische Vorgehen hat.“ (Roesler 2018b: 289)

³³ Eine Übersicht zu den unterschiedlichen theoretischen Modellen mit dem Fokus auf paarspezifische Themen, paartherapeutische Ansätze und dazugehörige Methoden findet sich bei Roesler (vgl. Roesler 2018b: 173-255). Einen Vergleich der empirisch nachgewiesenen Effektstärken aus randomisierten Untersuchungen verschiedener paartherapeutischer Ausrichtungen führt Roesler ebenso (vgl. ebd.: 258 f.).

Die unterschiedlichen Problemverständnisse legen auch verschiedene Diagnostikinstrumente nahe. Hierbei kommen etwa Fragebogenerhebungen, Verhaltensbeobachtungsverfahren sowie Interviewverfahren zum Einsatz (vgl. Saßmann 2010: 26-28). In diesen werden zum Teil explizit auch Leitbildvorstellungen, Maßstäbe und Beziehungskonzeptionen fokussiert. So widmet sich etwa das 1994 von Gottman entwickelte Partnerschaftsinterview zur Beziehungsgeschichte in einem eigenständigen Part der *Ehephilosophie* des Paares und erfragt dort beispielsweise Annahmen darüber, was eine funktionierende Ehe auszeichnet (vgl. ebd.: 34).

Der Beratungsprozess gestaltet sich entlang seiner theoretischen Fundierung und hebt sich im Paarsetting von anderen Beratungsformen ab. In der Spezifität der Paarberatung liegt auch eine markante Herausforderung. Die Arbeit mit dem Paar kann bedeuten, dass nicht nur zwei unterschiedliche Problemdeutungen und Belastungsempfindungen aufeinandertreffen; vielmehr kann auch die damit einhergehende Motivation für die Mitwirkung am Beratungsprozess, die als relevante Größe für den Erfolg der Beratung gilt, in einem unterschiedlichen Ausmaß vorhanden sein (vgl. Roesler 2018b: 290; Schär 2016: 58). Laut Roesler bedarf es einer entsprechenden Kunstfertigkeit, die beteiligten Perspektiven anzuerkennen und in einen Prozess einzubinden, der für alle Beteiligten sinnhafte Perspektiven aufzeigt (vgl. Roesler 2018b: 290). Die professionelle Beziehungsarbeit dient dabei nicht nur als wichtige Basis, das Vertrauen in das Setting zu fördern, sondern stellt ebenso ein grundlegendes Funktionsprinzip der Paarberatung dar. In der zeitweiligen Erweiterung der dyadischen zur triadischen Beziehung kann ein Aussteigen aus bisherigen Interaktionsschleifen erleichtert und die Offenheit gegenüber alternativen Sichtweisen und Erfahrungen gefördert werden (vgl. Schär 2016: 73). Hierzu finden nicht zwangsläufig nur Paargespräche statt, sondern je nach Ausrichtung können phasenweise auch intensivere Auseinandersetzungen mit einem*r Partner*in in Anwesenheit des*der anderen ebenso wie Einzelsitzungen erfolgen (vgl. Schär 2016: 70 f.).

Wirksamkeitsforschung

Wie effektiv Paarberatung den Ratsuchenden bei ihren Anliegen hilft, untersucht in Deutschland seit den 1990er Jahren eine praxisbegleitende Forschungsreihe der katholischen Träger der Paarberatung. Durchgeführt wurden bislang drei bundesweite Evaluationsstudien³⁴ (Untersuchungszeiträume 1990-1993 [n= 236], 1999-2001 [n= 230], 2012-2015 [n=554]), die mittels naturalistischem Erhebungsdesign und standardisierter Fragebögen Rückschlüsse auf die Wirksamkeit unter Praxisbedingungen erlauben. Die Erhebungen erfolgen dabei zu je drei Messzeitpunkten (Beratungsbeginn, Ende der Beratung sowie sechs Monate nach dem Beratungsende) (vgl. Kröger 2020: 9; Roesler 2018a: 334; Roesler 2019b: 131). Interessanterweise unterscheiden sich die Ergebnisse der Studien kaum – sowohl das mit den Messinstrumenten erhobene Ausmaß der Belastungen der Klient*innen zu Beratungsbeginn als auch ihre Veränderung im

³⁴ Eine vergleichende Übersicht der Ergebnisse aller drei Evaluationsstudien findet sich bei Roesler (vgl. Roesler 2019b: 130 f.).

Beratungsverlauf fallen in den Untersuchungen ähnlich aus (vgl. Roesler 2019b: 132 f.). Die aktuelle Studie zeigt auf, dass Paare zu Beratungsbeginn im Durchschnitt hohe Belastungswerte aufweisen und dass das Beratungsangebot für sie in unterschiedlichem Ausmaß hilfreich ist. Am deutlichsten verbesserten sich durch die Nutzung der Paarberatung insgesamt die Zufriedenheitswerte sowie die emotional-affektiven Bezugnahmen; ebenso reduzierte sich das individuelle psychische Belastungserleben (vgl. Kröger 2020: 9; Roesler 2019b: 131 f.). Bei sechzig Prozent der Paare, die die Beratung regulär abschlossen, stellten sich signifikante Verbesserungen ein; vierzig Prozent erreichten am Ende der Beratung Werte, die hinsichtlich ihrer Problematiken in unauffälligen Bereichen lagen. Allerdings trennten sich auch 29 Prozent der Paare zum Ende der Beratung. Zu verweisen ist auch auf den Umstand, dass von den anfangs 554 teilnehmenden Paaren fünfzig Prozent den Beratungsprozess vorzeitig abbrachen und damit oftmals auch ihre Teilnahme an der Studie beendeten. Für den Follow-up Zeitpunkt liegen noch von 193 Einzelpersonen vollständige Daten vor, die vielfach die Nachhaltigkeit der Verbesserungseffekte auch sechs Monate nach Beratungsende belegen. Vor diesem Hintergrund warnt Roesler aber vor einer voreiligen Verallgemeinerung der Ergebnisse der Studie – gerade der gewichtige Anteil an hochbelasteten Paaren, die im Beratungsangebot scheinbar keine geeignete Unterstützung finden, wird aufgrund des Ausscheidens aus dem Beratungsprozess im Evaluationsergebnis weitestgehend unsichtbar (vgl. Roesler 2019b: 129, 132-134).

6.3 Paarberatung in der Spätmoderne

Während die herausforderungsvollen Folgen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse für die Paarbeziehungen im fachlichen Diskurs der Paarberatung umfassend wahrgenommen werden³⁵, lassen sich eher selten professionstheoretische Überlegungen finden, die explizit eine Verortung des Handlungsfelds der Paarberatung in den gesellschaftlichen Modernisierungsdynamiken thematisieren. Im Folgenden soll ein Konglomerat derartiger Beiträge nicht nur einen kaleidoskopischen Blick auf die Thematik eröffnen, sondern ebenso den Fokus dieser Arbeit auf die Praxiskonzepte der Paarberatung im Umgang mit den spätmodernen Pa(a)radoxien überleiten.

Paarberatung als Katalysator der Individualisierung

Laut Elberfeld ist das Handlungsfeld der Paarberatung eng mit der diskursiven Durchsetzung des spätmodernen Beziehungsideals verwoben. Im Rahmen der fortschreitenden Psychologisierung der Paarbeziehung in den 1970er Jahren und dem Aufkommen kybernetischer familientherapeutischer Modelle wurden Paarproblematiken nicht mehr ursächlich auf individuelle Pathologien zurückgeführt, sondern in ungeeigneten systemischen Wechselbeziehungen verortet,

³⁵ Beispielsweise wurden 2017 Individualisierung, Pluralisierung und Enttraditionalisierung von den Teilnehmenden einer Arbeitsgruppe zu dem Thema „Destruktive Muster in Paarbeziehungen – Erkennen, Verstehen, Intervenieren“ im Rahmen der DAJEB Jahrestagung 2017 als Hauptgründe für das Scheitern von Paarbeziehungen genannt (vgl. Sanders 2017a: 24). Weitere Bezugnahmen des Handlungsfeldes auf die Auswirkung der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse finden sich auch in den betrachteten Beratungskonzepten im siebten Kapitel.

welche die Herstellung eines flexiblen, homöostatischen Gleichgewichts beeinträchtigten (vgl. Elberfeld 2020: 565). Der Autor führt aus, dass das kybernetische Grundverständnis eine wünschenswerte Beziehungskonzeption impliziert, die flexible Arrangements und partnerschaftliche Aushandlungsprozesse ganz im Sinne des spätmodernen Beziehungsideals anstrebt und starre Handlungsorientierungen, zu denen sich auch patriarchale Vorstellungen zählen lassen, als dysfunktional deutet (vgl. ebd.: 567). Da die flexiblen Ausbalancierungsprozesse der systeminternen Strukturen auf den selbstverwirklichungskongruenten Bestrebungen der Systemmitglieder basieren, wurde auch der „Verzicht auf Selbstbestimmung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit zu einem psychologischen Problem“ (ebd.: 569) erklärt. Es ist nach Elberfeld gerade die in den Paradoxien der Beziehungsgestaltung angelegte Fragestellung, wie es in der Beziehung gelingen kann, die Autonomie beider Partner*innen aufrecht zu erhalten, ohne dabei die Partnerschaftsorientierung zu verlieren, die die Paare das Beratungsangebot aufsuchen lässt (vgl. ebd.: 562). Dabei fungiert die Paarberatung zugleich als „Katalysator“ (ebd.: 576) des Beratungsanliegens, da sie im kybernetischen Verständnis Interventionen nutzt, die in ihrer Fokussierung von Selbstreflexion und -verwirklichung zur Identitätsarbeit anleiten und Individualisierungstendenzen bestärken (vgl. ebd.: 576).

Neue Beratungsanlässe und Identitätsfragen in der Spätmoderne

Nach Hupka sind durch den Wandel des Beziehungsideals die Anliegen in der Paarberatung komplexer geworden (vgl. Hupka 2015: 141). Die erhöhten Ansprüche und Glückserwartungen an die Beziehung, die für beide Partner*innen mögliche Selbstverwirklichung, die damit einhergehende Notwendigkeit der Aushandlung und die Normalisierung der Trennungsmöglichkeiten haben dazu geführt, dass sich Paarberatung „anpassen [...] und gleichermaßen ihre Strukturen ausbauen und verändern“ (ebd.: 142) musste. Diese Anpassung sieht die Autorin etwa in einer Unabhängigkeit von religiösen Weltanschauungen im Beratungsgeschehen und in der anerkennenden Fokussierung der individuell relevanten Sinnbezüge, Deutungen und Ressourcen des Paares (vgl. ebd.: 143 f.).

Mit dem Fokus auf identitäts- und anerkennungstheoretische Überlegungen betrachten Kutenreiter und Thomanetz Paarbeziehungen und leiten daraus Konsequenzen für die systemische Paartherapie ab. Im Rückgriff auf Keupps Theorie der Identitätsarbeit heben die Autorinnen die Anerkennung der Selbsterzählungen durch den*die Partner*in hervor und sehen in der ausbleibenden Wahrnehmung oder fehlenden Wertschätzung der individuellen Identitätskonstruktionen eine häufige Ursache für Paarkonflikte (vgl. Kutenreiter/Thomanetz 2010: 38). Letztlich sind diese Konflikte jedoch „Zeichen der Überforderung von Paarbeziehungen [...] durch den Ausfall von stützenden, identitätsstiftenden sozialen Kollektiven in einer komplexer werdenden Umwelt“ (ebd. : 35). Paarbeziehungen stellen daher in Zeiten spätmoderner Pluralisierung und bei der Suche nach authentischen Sinnbezügen eine wertvolle Anerkennungsressource für die Partner*innen dar und bieten über den Abgleich mit der Selbsterzählung des*der Partners*in zugleich eine kontingenzreduzierende Orientierungshilfe (vgl. ebd.: 37, 41). Den Wunsch nach

Anerkennung durch den*die Partner*in sehen Kutenreiter und Thomanetz nicht als Mangel an Differenzierung oder Autonomie, sondern als nachvollziehbares Bedürfnis in Zeiten kontinuierlicher Identitätsarbeit (vgl. Kutenreiter/Thomanetz 2010: 39 f.). In Abgrenzung zu einem von den Autorinnen festgestellten „Individualisierungs-Bias“ (ebd.: 47) innerhalb der Paarberatungsliteratur, der eine Unabhängigkeit von der Anerkennung durch den*die andere*n als Beziehungsfähigkeit auszeichnet, deuten die Autorinnen Abgrenzungs- sowie Anerkennungswünsche als gleichwertige Bedürfnisse (vgl. ebd.: 40, 47). Kutenreiter und Thomanetz plädieren daher dafür, Paarberatung als Ort zu sehen, an dem Identitätskonstruktionen ebenso wie Anerkennungswünsche verdeutlicht, wohlwollend betrachtet und auch in ihren gesellschaftlichen Kontextbedingungen herausgestellt werden können. Darüber können sich nicht nur Identitätskonstruktionen stabilisieren, sondern über das wechselseitige Verständnis auch Konfliktdynamiken eingedämmt und konstruktive Prozesse angestoßen werden (vgl. ebd.: 30, 39). Ganz im Sinne der im Kapitel 6.1 ausgeführten subjekttheoretischen Ausführungen mahnen die Autorinnen an, dass Beratende dabei ihre Machtposition hinsichtlich der Anerkennung von Selbstnarrationen sowie ihre eigene diskursive Einbindung kontinuierlich im Beratungsprozess reflektieren müssen (vgl. ebd.: 30 f.).

Geschlechtsspezifische Diskurssensibilität

Wie sich eine derartige reflexive Haltung in der Paarberatung gestalten kann, zeigt sich in den Ausführungen zur Sensibilität gegenüber geschlechtsspezifischen Rollenverständnissen und Diskursen.

Aufbauend auf ihren Erfahrungen als Paarberaterin stellt Krüger-Kirn, ähnlich wie im Kapitel 4.4 beschrieben, fest, dass Paarkonflikten oftmals „eine große Diskrepanz zwischen ihren Beziehungs- und Familienvorstellungen und den Anforderungen der Familien- und Berufswelt zugrunde liegen“ (Krüger-Kirn 2013: 240). Mit Fokus auf das Geschlechterverhältnis zeigt die Autorin auf, dass die spannungsreiche Gemengelage aus Geschlechterrollen, Egalitäts- und Selbstbestimmungsansprüchen sowie neoliberalen Anrufungen für beide Geschlechter „die Paarbeziehung zu einem hochbrisanten Verhandlungsort“ (ebd.: 241) werden lässt. In der gegenwärtigen Paarberatungspraxis finden die gesellschaftlichen und geschlechtsspezifischen Zusammenhänge allerdings kaum Berücksichtigung; vielmehr existiert eine „Tendenz der Berater, auf normative Techniken mit klar definierten Vorstellungen von geschlechtlicher und elterlicher Identität zurückzugreifen“ (ebd.: 247). Da eine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Imperativen und Rollenbildern die Paarberatung um eine erkenntnisreiche Deutungs- und Verständnisebene bereichern würde, plädiert die Autorin dafür, „die Beratungsperspektive konzeptionell um gesellschaftliche und geschlechterkritische Diskurse zu erweitern“ (ebd.: 248 f.). Zudem sieht sie in der Bezugnahme auf die diskursiven Verstrickungen in ihren Wechselwirkungen mit dem psychischen Erleben und den Beziehungs- und Konfliktdynamiken auch eine Möglichkeit, die Beziehungskonflikte zumindest teilweise zu entindividualisieren und so Schuldzuschreibungen zu hinterfragen (vgl. ebd.: 246).

Inwiefern geschlechtsspezifische und insbesondere patriarchale Zuschreibungen in den paartherapeutischen Prozessen auch von Seiten der Professionellen reproduziert werden, untersuchten Kirschenhofer und Kutenreiter 2006 in einer qualitativen Studie (vgl. Kirschenhofer/Kutenreiter 2010: 80). Ausgehend von der diskursiven Erosion traditioneller Rollenbilder, dem identitätsstiftenden Charakter von Geschlechterrollen und einer im Konzept des *Doing-Gender* postulierten Performativität geschlechtsspezifischer Verständnisse wollten die Forschenden eruieren, ob und wie trotz eines Bemühens um Beraterische Neutralität unbewusste Adressierungen und Reproduktionsmomente geschlechtsspezifischer Zuschreibungen stattfinden (vgl. ebd.: 80 f.). Schließlich tritt auch die professionelle Fachkraft mit „seiner*ihrer geschlechtlichen Performanz, mit seiner*ihrer geschlechtlichen Sozialisierung und Biografie, Wahrnehmungen und Ideen von Weiblichkeit, Männlichkeit und Paarbeziehungen [als] mächtige*r Akteur*in im paartherapeutischen Geschehen“ (Kirschenhofer 2019: 26) in Erscheinung. Hierzu untersuchten Kirschenhofer und Kutenreiter drei videografierte systemische Paartherapiesitzungen mit unterschiedlichen Klient*innen und Therapeut*innen und stellten fest, dass traditionelle Rollenzuschreibungen in diversen Elementen des Beratungsprozesses zu finden sind (vgl. Kirschenhofer/Kutenreiter 2010: 82, 108). So kamen traditionelle Rollenbilder etwa in verwendeten Metaphern zum Vorschein und auch affektive Äußerungen der Klient*innen wurden je nach Geschlecht von professioneller Seite unterschiedlich beantwortet. Männer erhielten für das Zeigen von Emotionen im Gegensatz zu Frauen deutlich mehr Aufmerksamkeit der Therapeut*innen. Auch die Gleichzeitigkeit *traditioneller* und *moderner* Erwartungen ließ sich in der Untersuchung in ambivalenten Anforderungen an und Äußerungen über die Geschlechter finden³⁶ (vgl. ebd.: 105-108). Nach Kirschenhofer kann eine ausbleibende Reflexion derartiger genderspezifischer ebenso wie anderer machtförmiger Reproduktionsprozesse in der Paartherapie „zu einem Verfestigen von leidgenerierenden Strukturen und Problemen [führen], die die Betroffenen in die Therapie geführt haben.“ (Kirschenhofer 2019: 26) Kirschenhofer und Kutenreiter plädieren daher dafür, ein Bewusstsein für die Mitverantwortung der Paartherapie an der Reproduktion von Geschlechterrollen zu entwickeln, sensibel für normative Reproduktionsmomente im Beratungsgeschehen zu sein und mit den Paaren nach ansprechenden Entwicklungsmöglichkeiten auch abseits traditioneller Rollenbilder zu suchen (vgl. ebd.: 108).

Unsicherheiten und Anrufung als Beziehungsexpertise

Nach Weber gehen Paarberatungsanlässe zunehmend aus der Verunsicherung der Paare angesichts der Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten hervor, die durch Freisetzungsprozesse und Wertewandel eröffnet wurden und nun vor dem Hintergrund von Individualisierungs- wie Psychologisierungsdynamiken innerhalb der Paarbeziehungen zu verhandeln sind. Neben der Ausbalancierung von Selbstverwirklichungs- und Bindungsbedürfnissen beschreibt der Autor als

³⁶ Die Forschenden stellten etwa fest, dass von den Klient*innen selbst thematisierte, widersprüchliche Anforderungen durch das professionelle Handeln zum Teil verstärkt wurden. Beispielsweise wird angeführt: „Frauen sollten sich auf ihre Bedürfnisse in der Partnerschaft besinnen und von der Bezogenheit auf den Mann lösen, bekommen aber Zweifel vermittelt, ob sie das auch können.“ (Kirschenhofer/Kutenreiter 2010: 105)

weitere Herausforderungen spätmoderner Paarbeziehungen etwa die am Alltag scheiternden hohen Ansprüche an die Liebesbeziehung, die Vielfalt an verfügbaren Informations- und Orientierungsangeboten, die verinnerlichten traditionellen Rollenbilder sowie die nicht umgesetzten Egalitätsansprüche (vgl. Weber 2012: 254-266). Da die damit im Zusammenhang stehenden Beratungsanlässe nicht primär psychotherapeutische Interventionen erfordern, sondern eher allgemeine Lebensthemen und individuelle Wertfragen verhandeln (vgl. ebd.: 272 f.), kommt den Professionellen in diesen Fällen die Rolle „als Prozessbegleiter und Coach“ (ebd.: 273) zu. Weber weist darauf hin, dass „Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit, Vieldeutigkeit[] [und] Nichtwissen“ (ebd.) allerdings auch für die Beratenden unhintergehbare Bestandteile spätmoderner Lebens- und Beziehungsgestaltungen sind. Somit steht das Handlungsfeld vor der „paradoxen Herausforderung[,] [...] auf viele offene Fragen gültige Antworten [zu] geben.“ (ebd.: 272). Ein Umgang damit kann nach Weber in Anknüpfung an die „Tradition klassischer Eheberatung“ (ebd.: 273) möglich werden, die den Beratungsprozess als eine quasi modernisierte Form der Wissens- und Erfahrungsvermittlung versteht. Angesichts der Modernisierungsdynamiken sollte die Paarberatung dabei genauso die Unsicherheiten und Unklarheiten in den Beziehungsgestaltungsfragen ernstnehmen und thematisieren, wie an Problemlösungen und orientierungsstiftenden Rahmungen zu arbeiten (vgl. ebd.). Der Autor hält letztlich aber auch fest, dass der Umgang der Praxis mit diesem „widersprüchlichen, gefahren- und chancenreichen Spannungsfeld [gegenwärtig] noch weitgehend unvorhersehbar“ (ebd.) ist und weiterer Reflexionsbemühungen bedarf.

Die anklingende Verunsicherung der Paarberatenden angesichts der vielschichtigen und zum Teil ambivalenten Sinnorientierungen und Ausgestaltungen spätmoderner Paarbeziehungen, die sich in Webers Ausführungen zeigen, finden sich zum Teil auch in einem Beitrag von Klingan wieder, der persönliche Wahrnehmungen von Paartherapeut*innen hinsichtlich ihrer Tätigkeit einfängt. In den leitfadengestützten Interviews mit vier Fachkräften waren auch die „(veränderte[n]) Beziehungsrealitäten und die komplexen Anforderungen an Frauen und Männer, einen guten Rahmen für Liebe, Partner- und Elternschaft zu finden“ (Klingan 2010: 202), immer wieder Thema. Deutlich wird in den Interviews das Bemühen, offen für die Vielfalt an Beziehungsvorstellungen zu sein, dabei keine Wertungen vorzunehmen und den Ambivalenzen divergierender Vorstellungen Raum zu bieten. Die Anrufung als Beziehungsexpertise im Umgang mit den widersprüchlichen Ansichten wird von den Professionellen durchaus als Herausforderung erlebt, was mithilfe von drei kurzen Auszügen aus den Interviews illustriert werden soll.

„Im Prinzip erzählen mir Paare oft von Problemen, die immer unlösbar für mich waren. Das ist so die Hauptschwierigkeit für mich, diese Annahme, dass man Paarprobleme lösen kann, wobei man ja immer weiß, dass man sie eigentlich nicht lösen kann. Klientinnen wollen wissen, wie man so was lösen kann, und da sage ich mir: »Da habe ich auch keine Lösung, also keine Ahnung.« Das ist so der Einsteiger (sic).“
(Zitat von Joachim Hinsch bei Klingan 2010: 205)

„Ich erlebe Pattstellungen immer wieder als sehr kräfteraubend und zermürbend. Ich habe dann das Gefühl, dass das jetzt logisch schwer aufzulösen ist. Zum Beispiel einer will mehr Sex, der andere hat keine Lust. Oder einer will ein Kind, der andere nicht. Das sind Positionen, die ja in Wirklichkeit einfache Beziehungen sprengen. Ich denke mir in letzter Zeit öfter bei solchen Problemstellungen, ob die Zweiwertigkeit aufgelöst werden kann durch ein anderes Denken oder ob es darum geht, mit dem Paar daran zu arbeiten, dass man bestimmte Sachen akzeptieren muss.“ (Zitat von Verena Kutenreiter bei Klingan 2010: 207)

„Wobei ich schon den Eindruck habe, dass dieses Hängen an Vorstellungen oft Probleme produziert. Da bin ich wahrscheinlich ein bisschen in Gefahr bei Paartherapien, dass ich den Eindruck habe, die Leute machen es sich schwerer, als sie müssten. Da will ich ihnen vielleicht latent helfen, dass sie sich davon befreien, weil ich Vorstellungen als sehr hinderlich empfinde auf der Ebene der Paarbeziehung. Erwartungen, wie der andere sein soll, wie man selber sein soll, Erwartungen an die Rollen, Erwartungen, wie eine Beziehung ausschauen muss, was man da gemeinsam macht, was man da getrennt macht, empfinde ich als unglaublichen Ballast.“ (Zitat von Sabine Klar bei Klingan 2010: 208)

Mit Blick auf die Ausführungen Pfadenhauers lässt sich die Verunsicherung von Professionellen ebenso auf Modernisierungsdynamiken zurückführen. Prägnant stellt die Autorin heraus, dass mit der „Pluralisierung [...] der (ohnehin immer nur unterstellte) Konsens darüber, wie Gesellschaft sinnvoll geregelt ist, unter Druck gerät.“ (Pfadenhauer 2003: 183). Damit gehe ein „Zweifel am professionellen Überlegenheitsanspruch“ (ebd.) einher. Dass diese Wahrnehmung aus der Praxis auch in der Fachwelt diskutiert wird, zeigt die Jahrestagung des DAJEB 2016 unter dem Motto „Nichts ist so beständig wie der Wandel“. Die Ankündigung des Hauptreferats „Beraten im Wandel“ von Busse thematisiert dabei Herausforderungen spätmoderner Dynamiken für die Professionellen unter anderem folgendermaßen:

„Dass Berater*innen an eigene Grenzen geraten können, ist hinlänglich bekannt. Dass sie jedoch damit umgehen müssen, dass sich Grenzen zunehmend auch auflösen, die markiert haben, was ein gutes Leben, eine angemessene Erziehung, gelingende Partnerschaft etc. ist, wird immer herausfordernder. Lebensweltliche Landmarken werden zunehmend diffus und strittig.“ (DAJEB 2016: 4)

7 Spätmoderne Pa(a)radoxien in der Praxis – ein explorativer Einblick in gegenwärtige Paarberatungskonzepte

Nach Lenz et al. können zwar mithilfe einer soziologischen Perspektive die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Interaktionsdynamiken in Paarbeziehungen nachvollziehbar werden; es ist aber die Aufgabe von Paarberatung, „den Paaren Wege aufzuzeigen, wie sie ihre Liebe ‚richtig‘ oder ‚besser‘ gestalten können“ (Lenz et al. 2014: 21). Wie also begegnet das Handlungsfeld Paaren, die in der spätmodernen Vielfalt an Orientierungsangeboten und unter dem Imperativ authentischer Selbstverwirklichung an „unterschiedliche gesellschaftliche Diskurse und gesellschaftliches Wissen an[docken]“ (Wutzler 2021: 38)? Welche Antworten findet die Praxis der Paarberatung auf die Frage nach dem Umgang mit den spätmodernen Pa(a)radoxien? Dies könnten spannende Fragen für eine zukünftige Beratungsforschung sein. Im Rahmen dieser Arbeit sollen sie zumindest beispielhaft anhand einiger Auszüge aus gegenwärtigen Paarberatungskonzepten angerissen werden. Die den folgenden Ausführungen zugrunde liegenden Textstellen wurden, angelehnt an ein inhaltsanalytisches Vorgehen, aufgrund ihrer

Aussagekraft hinsichtlich der aufgeworfenen Fragestellungen ausgewählt. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass hier lediglich *Ausschnitte* aus komplexen, zum Teil integrativen Konzepten einer kleinen Auswahl an Fachliteratur³⁷ herangezogen wurden; zudem liegt der Auswahl (bis auf den Veröffentlichungszeitraum von 2016-2021) und Analyse des Materials kein systematisches Vorgehen zugrunde. So partikular also dieser explorative Einblick in die Fachliteratur zur Praxisgestaltung zu bewerten ist, lassen sich darauf aufbauend jedoch erste Ideen formulieren, die den professionellen Umgang mit den spätmodernen Pa(a)radoxien in der Beratungspraxis einzukreisen versuchen.

Thematisierung der und Umgang mit den Pa(a)radoxien in den Beratungskonzepten

Grundlegend lässt sich festhalten, dass die Fachliteratur durchzogen ist von Bezugnahmen auf das spätmoderne Beziehungsideal und die Relevanz der Bestandteile in den Texten immer wieder in unterschiedlicher Gewichtung herausgestellt wird. Wie die folgenden Auszüge zeigen, werden die spätmodernen Rahmenbedingungen – sowohl in den damit verbundenen Beziehungskonzeptionen sowie im Streben nach Selbstverwirklichung – als Herausforderungen für Beziehungen aufgefasst.

Problematiken spätmoderner Beziehungsleitbilder

„Leicht hatten es Partner miteinander sicherlich noch nie. Heute sind Paare mit zusätzlichen Anforderungen konfrontiert.“ (Engl/Thurmaier 2020: 10) konstatieren etwa Engl und Thurmaier und verweisen angesichts komplexer gesellschaftlicher Wandlungsprozesse auf den gestiegenen Bedarf an „Flexibilität und Kompromissbereitschaft, um [...] eine tragfähige Beziehungsrealität auszuhandeln.“ (ebd.) Ähnlich stellt auch Roesler fest, „dass das spätmoderne Leitbild von Paarbeziehungen hohe Anforderungen an die beteiligten Partner stellt“ (Roesler 2018b: 37). Damit ist, dem Autor folgend, nicht nur eine „neue[] Norm“ (vgl. ebd.) partnerschaftlicher Verhandlungsprozesse verbunden, sondern ebenso die Betonung „individueller Autonomie“ (ebd.: 34), getragen durch das „Leitbild einer entfesselten Selbstverwirklichung“ (ebd.). Daran anschlussfähig beschreibt Eikemann es als „kulturelle Herausforderung“ für heutige Paare, „miteinander in Beziehung zu treten, obwohl wir Selbstverwirklichung als unsere Bestimmung ansehen.“ (Eikemann 2016: 30) Dass dieses Spannungsfeld zu Problemen führen kann, scheint naheliegend. Nach Stiehler haben „[d]ie Probleme, die in einer Partnerschaft auftauchen, [...] eigentlich immer damit zu tun, dass zwei Menschen mit unterschiedlichen

³⁷ Als Materialgrundlage dienten Schär (2016): „Paarberatung und Paartherapie. Partnerschaft zwischen Problemen und Ressourcen“; Eikemann (2016): „Spielraum des Paares. Wagnis und Entwicklung in der Paartherapie“, , Roesler (2018b): „Paarprobleme und Paartherapie. Theorien, Methoden, Forschung - ein integratives Lehrbuch“, , Stiehler (2018): „Partnerschaft geht anders. Mit Paarberatung zu einem guten Miteinander“, , Disler (2019): „Dynamisierung in der Paartherapie. Lustlosigkeit, Entfremdung und Affären systemisch visualisieren“, Schindler et al. (2019): „Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie. Handbuch für Therapeuten“ sowie Engl/Thurmaier (2020): „Kommunikationstherapie. Ein paartherapeutischer Ansatz“.

Erfahrungen, Lebenshaltungen und Partnerschaftsvorstellungen aufeinandertreffen.“ (Stiehler 2018: 69) Und auch Roesler hält mit Blick auf die Bedeutungssteigerung der Beziehung und dem Wunsch nach dauerhafter romantischer Liebe fest, dass „in der Praxis der Paartherapie eine nicht geringe Zahl der vorgebrachten Problematiken direkt oder indirekt mit solchen Entwicklungen [der Idealisierungen in Paarbeziehungen] in Zusammenhang gebracht werden können.“ (Roesler 2018b: 23) Erschwerend kommt hinzu, dass es in der Bevölkerung an Wissen über die Komplexität von Liebes- und Beziehungsvorstellungen sowie allgemein über die Gestaltung funktionierender Beziehungen mangelt, was problematische Dynamiken begründen und/oder verstärken kann (vgl. Roesler 2018b: 24, 295; Stiehler 2018: 12, 15).

Für den Umgang mit den spätmodernen Herausforderungen in der Paarberatung lassen sich zwei konstitutive Beziehungsmerkmale als wesentlich herausstellen: Sie thematisieren die Unabhängigkeit der Partner*innen als egalitäre Individuen sowie einen beständigen Wandel.

Unabhängigkeit der Partner*innen

Schindler et al. halten fest: „Ein Paar besteht aus zwei Einzelpersonen, von denen jede ihre persönliche Struktur und Familien- und Lebensgeschichte mitbringt. Salopp gesagt: Der andere ist anders, weil er ein anderer ist.“ (Schindler et al. 2019: 37) Daraus resultiert auch, dass unterschiedliche Erwartungen an die Beziehung herangetragen werden (vgl. ebd.: 51). Stiehler hebt hierbei besonders die Eigenverantwortung der Individuen hervor. „Es geht [...] bei aller Sehnsucht nach Zweisamkeit, Nähe und Miteinander immer um den Einzelnen, der seinen Lebensweg geht und verantwortet.“ (Stiehler 2018: 34) Dies sieht der Autor auch als wesentlichen Baustein für die Bearbeitung der Beratungsanliegen: „Die Partner müssen - bildlich gesprochen - erst einmal auseinanderrücken, und zwar so weit, dass jeder vor allem sich selbst in den Blick nimmt.“ (ebd.: 139) Die beidseitige Autonomie ist auch nach Disler eine wesentliche Basis, um „gemeinsam einen Weg zu gehen“ (Disler 2019: 32). Sind die Partner*innen zu sehr aufeinander angewiesen, „hinken sie zusammen schwankend durchs Leben, behindern einander und können sich aber auch nicht loslassen.“ (ebd.) Schär verweist allerdings auch auf die Fragen, die ein beidseitiges Selbstverwirklichungsstreben mit sich bringt: „Wie stark behaupte ich mich und wie stark nehme ich Rücksicht auf den anderen? Wie viel Kooperation zeige ich und wie stark muss ich mich abgrenzen, um ich zu sein (und zu werden)?“ (Schär 2016: 31)

Beständiger Wandel

Das Konstatieren eines beständigen Wandels in der Paarberatungsliteratur bezieht sich einerseits auf die intrapsychischen Aspekte der einzelnen Partner*innen sowie andererseits auf die daraus resultierenden Veränderungen der Paarbeziehung in ihrer fortschreitenden Entwicklung. So schreiben Engl und Thurmann: „*Lebendige Paarbeziehungen ändern sich ständig. Seien es Erwartungen, gemeinsame Pläne, die Einstellung zueinander usw.*“ (Engl/Thurmaier 2020: 73, H.i.O.) Nach Schär ergibt sich der Wandel aus dem ständigen Austarieren und -balancieren der Bedürfnisse. Der Autor führt aus, dass „das einzig Beständige in der Welt der Wandel ist [...]“.

Es ist ein ständiges Ausgleichen und Verändern.“ (Schär 2016: 41) Nach Disler gilt es daher, die individuellen Veränderungen in der Beziehung wechselseitig zu kommunizieren (vgl. Disler 2019: 39). „Auch Partner, die schon lange zusammen sind, können nämlich nie davon ausgehen, einander vollständig bis in jede Facette zu kennen. Denn ‚das Eigene‘ befindet sich in einem konstanten Wandel, wie sich jeder Mensch fortwährend weiterentwickelt“ (ebd. : 34). Eikemann erweitert die Betrachtung der Wandlungsursachen um kontextuelle Faktoren:

„Paarbeziehungen sind in ständiger Veränderung; die Entwicklung der Partner, neue Funktionen des Paares, Kontextveränderungen, Lebensphasen, kritische Lebensereignisse: All dies zwingt das Paar, sich beständig neu zu finden, sich anzupassen und Herausforderungen anzunehmen, neue Lösungen zu suchen und Entwicklungsschritte zu gehen.“ (Eikemann 2016: 158)

Was sich in der kurzen Darstellung der beiden Beziehungsmerkmale bereits andeutet, ist eine Verantwortungszuschreibung für die je individuelle, selbstreflexive Lebensführung, gekoppelt an die Anrufung, diese in egalitären Aushandlungsprozessen mit denen der*des Partner*in auszubalancieren. In der Fachliteratur zeichnet sich in Bezug auf die Orientierung an den Beziehungsleitbildern nun ein weiterer interessanter Aspekt ab: Es wird ein Bewertungsmaßstab eingeführt, der funktionale und dysfunktionale Bezugnahmen definiert und so das Ausmaß beziehungsweise die inhaltliche Ausrichtung der individuellen Orientierungsmuster einer überindividuellen Deutung zugänglich werden lässt (siehe hierzu auch Mönkeberg 2019: 32 f.).

Dysfunktionale Annahmen

Mit Schindler et al. lässt sich das Funktionalitätskriterium der Bezugnahmen im Realisierungspotenzial der damit verbundenen sozio-kulturell vermittelten Erwartungshaltungen verorten:

„Gewisse Grundhaltungen und Erwartungen, die häufig an die eigene Person, an die Beziehung oder an den Partner gestellt werden, sind [...] unrealistisch; sie sind möglicherweise als kulturelle Norm überliefert oder wurden als übersteigerte Erwartungen in der individuellen Lerngeschichte erworben. Diese sog. ‚irrationalen‘ Annahmen mögen für sich genommen allesamt nachvollziehbar sein und wünschenswert erscheinen, sind jedoch hinderlich, weil die Wahrscheinlichkeit für ihre Erfüllung gering ist.“ (Schindler et al. 2019: 48)³⁸

Für Stiehler besteht „[e]ine der zentralen Aufgaben von Paarberatung [darin], falsche Vorstellungen von Partnerschaft aufzudecken. Dazu gehören diese ganz hirnrissigen Vorstellungen von ‚wahrer Liebe‘ und ‚dem einzig Richtigen‘, die eher partnerschaftszerstörend denn erfüllend sind.“ (Stiehler 2018: 94) Dem Autor folgend stellt es eine „Voraussetzung für eine gelingende Partnerschaft [dar], von zu hohen Erwartungen zu lassen.“ (ebd.: 129) Auch Roesler sieht in den romantischen Idealen eine Belastung für die Beziehung, da „sie reale Liebesbeziehungen

³⁸ Bezugnehmend auf die Arbeiten von Edelson und Epstein (1982) führen Schindler et al. als Beispiele für derartige Annahmen etwa ein „übersteigertes Bedürfnis nach Liebe und Anerkennung“ (Schindler et al. 2019: 48), „ständige ausgleichende Gerechtigkeit“ (ebd.) sowie Haltungen wie: „Es ist nicht zu tolerieren, wenn der Partner Wünsche oder Bedürfnisse nicht erfüllen kann oder mag.“ (ebd.) an.

letztlich überfrachte[n] und damit zum Scheitern verurteil[en].“ (Roesler 2018b: 18) Nach Eikemann macht gerade der Umgang mit dem beständigen Wandel funktionale Sinnorientierungen notwendig. Ein Festhalten an „unrealistischen Wünschen [und] nicht funktionierenden Bedeutungen“ (Eikemann 2016: 168) geht entsprechend mit weitreichenden Konsequenzen einher und steht auch der Bearbeitung von Beziehungsproblemen entgegen: „Um sinnvolle Lösungen in Beziehungen zu finden, muss oft ein weiter Weg zurückgelegt werden, bis wir akzeptieren können, dass z. B. Wertvorstellungen [...], wenn nicht abgeschafft, so doch neu eingeordnet werden müssen.“ (ebd.: 168 f.)

Einem Selbstverwirklichungsstreben, das im Sinne der zeitdiagnostischen Ausführungen eine möglichst authentische Lebensführung anstrebt, wird über das Funktionalitätskriterium scheinbar ein Riegel vorgeschoben. Ganz im Sinne von Keupps Beratungsverständnis als Rahmen einer *inneren Modernisierung* lässt sich diese Rationalisierung *irrationaler Annahmen* jedoch auch als Legitimation und Anstoß für eine Neuorientierung bedeutsamer Relevanzsetzungen und eine Flexibilisierung von Beziehungskonzeptionen verstehen.

Während hierbei also eine kritische Hinterfragung individueller Sinnorientierungen angeregt wird, fokussiert eine weitere beraterische Strategie die wohlwollende Betrachtung des Miteinanders, die im Konfliktgeschehen Zuneigung, Verbundenheit und wechselseitige Anerkennungswünsche aufscheinen lässt.

Konflikte als Anerkennungswunsch und Suche nach gemeinsamer Positionierung

Nach Roesler lassen sich Paarprobleme „als wechselseitige Versuche der Partner verstehen [...], den anderen emotional zu erreichen, den Partner als zugänglich und verständnisvoll zu erleben“ (Roesler 2018b: 162). Auch nach Disler geht es bei Konflikten nicht allein um die Gültigkeit der eigenen Sinnorientierungen, sondern ebenso um den Wunsch nach Wertschätzung und Anerkennung durch den*die Partner*in: „[I]ndem Partner miteinander streiten, hoffen beide, das jeweilige Gegenüber von der eigenen Position überzeugen zu können und auf diese Weise von ihm die Bestätigung zu erhalten, verstanden und geliebt zu werden“ (Disler 2019: 45). Ähnlich sieht es auch Eikemann im Kontext von Rechthaberei. Eigentlich gehe es dabei „um das Bedürfnis, vom anderen endlich zu hören: Du hast recht, du bist intelligent, ich schätze und bewundere dich.“ (Eikemann 2016: 24) Neben der individuellen Anerkennung zielt der Konflikt über den Moment hinaus auch auf die Entwicklung „einer gemeinsamen Haltung“ (Stiehler 2018: 43), die für die weitere Beziehungsgestaltung eine wichtige Basis darstellt. Die Deutung von Konflikten als beidseitiger Wunsch nach liebevoller Anerkennung, geknüpft an positive Intentionen für die gemeinsame Beziehung, ist nach Roesler insgesamt eine wesentliche Voraussetzung für den Beratungsprozess. Es braucht die „grundsätzliche Akzeptanz, dass beide Partner letztlich nur für sich, für den anderen und für die Beziehung etwas Gutes wollen“ (Roesler 2018b: 277).

Über die bisher aufgezeigten Wege der Beratungspraxis werden nicht nur eine wohlwollende wie kompromissbereite Haltung der Partner*innen gefördert, sondern ebenso ihre Wünsche und Bedürfnisse in den Fokus gerückt. Mit der professionellen Unterstützung sollen auf dieser Basis die divergierenden Sinnorientierungen geklärt sowie die damit einhergehenden intra- wie interpersonellen Dynamiken nachvollziehbar werden.

Verständnis für divergierende Positionen und Beziehungsarbeit

Das, was die Partner*innen sich nach dem oben aufgeführten Konfliktverständnis voneinander wünschen, wird im Paarberatungskontext zunächst durch die einführende Haltung der beratenden Fachkraft übernommen (vgl. ebd.). Das Nachvollziehen der und das Einfühlen in die Perspektiven soll diese einerseits in ihrer Sinnhaftigkeit herausstellen und einer bewussten Reflexion zugänglich machen; andererseits auch die Egalität der Positionen verdeutlichen und den Austausch darüber anregen. Grundlegend ist nach Disler hierbei, „dass neben der eigenen Blickrichtung die des Partners ebenso berechtigt sein kann.“ (Disler 2019: 11) und auch nach Eikemann ist es das Ziel, „sich selbst und die eigenen Bewertungen nicht als die besseren und richtigen zu betrachten, sondern als eine Variante neben der des anderen[sic]“ (Eikemann 2016: 183). Das Akzeptieren der Unterschiede sowie ein empathisches Einlassen auf die damit verbundenen intrapersonellen Dynamiken werden als wesentliche Kriterien für eine gelingende Paarbeziehung angesehen. Daraus ergibt sich eine Batterie an notwendigen Kompetenzen und Fertigkeiten – etwa „Selbstöffnung [und] emotionale Responsivität“ (Schär 2016: 162 f.), die „Fähigkeit [...], in sich selbst Klarheit über die eigenen Gefühle und Bedürfnisse zu finden und diese so weit zu regulieren, dass sie in einer konstruktiven Weise in die Paarbeziehung eingebracht werden können“ (Roesler 2018b: 163), „Einfühlungsfähigkeit“ (ebd.) sowie „Kommunikationsfertigkeiten“ (Engl/Thurmaier 2020: 29) – die in der Arbeit mit dem Paar gefördert werden sollen. Ebenso zählt hierzu die Kompromissbereitschaft, denn, „wenn der eine seinen Bedürfnissen folgt, kann es gut sein, dass gerade dadurch die Bedürfnisse des anderen verletzt werden. Es ist somit unumgänglich, dass beide auf gewisse Dinge verzichten, damit sie andere (partnerschaftliche) Ziele erreichen können.“ (Schär 2016: 17) Stiehler fasst entsprechend zusammen: „Es mag nicht besonders romantisch klingen, aber eine glückliche Beziehung muss erarbeitet werden und immer wieder hergestellt werden. [...] Eine glückliche Beziehung *hat* man nicht.“ (Stiehler 2018: 13 f., H.i.O.)

Beraterische Neutralität und theoretische Setzungen

Zusammengefasst sind die Beratenden neben dem empathischen Einfühlen darum bemüht, aus einer *neutralen* Meta-Position heraus, das Beziehungsgeschehen mit dem Paar zu erkunden und einen entsprechenden Beratungsprozess zu strukturieren, der ein wechselseitiges, wohlwollendes Verständnis und darauf aufbauend eine gemeinsame Neuorientierung möglich werden lässt. Ein explizites Gebot zur Neutralität findet sich ebenso im Material. Nach Stiehler sollten Beratende etwa „unvoreingenommen und unparteiisch“ (Stiehler 2018: 135) sein; zudem sollten sie ihr „eigene[s] Partnerschaftsleben und [die] eigenen Persönlichkeitsprägungen“ (ebd.: 136)

reflektiert haben. In der Fachliteratur wird auch auf die systemische *Konstruktneutralität* nach Retzer (2007) verwiesen, die eine wertfreie Haltung gegenüber den Konstrukten des Paares anstrebt (vgl. Schär 2016: 78).

Dass Neutralität im Beratungsgeschehen jedoch ein schwieriges Unterfangen ist, wurde bereits im Kapitel 6.1 dargestellt. Entsprechend finden sich in der Fachliteratur kausale Zusammenhangsbeschreibungen und definitorische Setzungen, die sich größtenteils aus der bezugswissenschaftlichen Fundierung der Beratungstätigkeit ergeben und spezifische Sinnhorizonte abstecken. So folgert etwa Roesler nach einer umfassenden Darstellung von bindungs- und mentalisierungstheoretischen sowie neurowissenschaftlichen Ausführungen hinsichtlich der dyadischen Emotionsregulation im Kontext von Paarproblemen, „dass der Therapeut sehr wohl wissen kann, was die Klienten eigentlich brauchen, was ihre tieferen Bedürfnisse sind“ (Roesler 2018b: 280). Paartherapie sollte sich demnach auf die „Stabilisierung und Vertiefung der emotionalen Bindung“ (ebd.) ausrichten, anstatt auf die Bearbeitung „inhaltliche[r] Konfliktthemen und Anlässe“ (ebd.: 281).³⁹ Auch im Vergleich verschiedener Ansätze zeichnen sich in den jeweiligen Relevanzsetzungen inhaltliche Ausrichtungen ab. So zweifelt Roesler etwa im Rückgriff auf entsprechende Forschungsergebnisse die „transformierende Kraft des Beziehungsgesprächs“ (ebd.: 37) an, während Engl und Thurmann ganz im Gegensatz dazu feststellen: „Die Bedeutung der Paarkommunikationsqualität für die empfundene Ehe-/Partnerschaftszufriedenheit wird vielfach immer noch unterschätzt.“ (Engl/Thurmaier 2020: 7) Gerade für den Beziehungskontext sind auch geschlechtsspezifische Deutungen im Paarberatungssetting bedeutsam. In der Fachliteratur wird zwar auf den sozialen Konstruktionscharakter von Geschlechterrollen verwiesen (vgl. Eikemann 2016: 114; Roesler 2018b: 104-107), vereinzelt finden sich jedoch Stellen, die dichotome Zuschreibungen implizieren. So heißt es etwa bei Stiehler: „Männer sind insgesamt - also statistisch gesehen - triebgesteuerter als Frauen. Dennoch gilt für beide Geschlechter, dass die Triebspannung immer mal wieder entladen werden muss.“ (Stiehler 2018: 132) Und auch Roesler hält fest, dass es sich „nicht ganz von der Hand weisen [lässt], dass es tatsächlich so etwas wie psychisch Männliches und psychisch Weibliches gibt und dies auch eine hohe Korrelation mit dem jeweiligen Geschlecht hat.“ (Roesler 2018b: 107) Aber auch in anderen Kontexten finden sich vereinzelte Setzungen, die etwa den Kern von Liebe, Partnerschaft und weiteren diesbezüglichen Themen zu fassen versuchen. So schreiben beispielsweise Schindler et al.: „Ob es uns gefällt oder nicht: Liebe will besitzen.“ (Schindler et al. 2019: 31); während nach Eikemann die „Außenbeziehung [...] ein Versuch [ist], eine als unbefriedigend erlebte Dynamik in ein zufriedenstellenderes Gleichgewicht zu bringen.“ (Eikemann 2016: 137). Zudem ist der Autor auch der Ansicht, dass „Paare ohne Konflikte [...] keine Liebespaare [sind], denn sie vermeiden die Begegnung.“ (ebd.: 181) Als abschließendes Beispiel sei ein

³⁹ Dies gilt für Roesler auch angesichts der spätmodernen Herausforderungen für die Beziehungsgestaltung, die der Autor umfassend in ihrer diskursiven Verwobenheit nachzeichnet (siehe Roesler 2018b: 15-67). Dennoch hält er fest, dass die Wirkmächtigkeit der Emotionen auch bestehe, „wenn wie in der Spätmoderne sich unterschiedliche kulturelle Deutungsmuster, Normen und Handlungsroutrinen darüber legen.“ (ebd.: 161)

Zitat von Stiehler angeführt, der für eine gute Partnerschaft drei Kriterien aufstellt: „Wenn Sie also eine gute Partnerschaft anstreben, dann sollten Sie diese drei Punkte umsetzen. Dem Partner grundsätzlich wohlwollend begegnen, ihn als wichtigsten Menschen in ihrem Leben ansehen und regelmäßig Sex mit ihm haben.“ (Stiehler 2018: 133)

8 Zusammenfassung und Diskussion: Die Berücksichtigung gesellschaftlicher Pa(a)radoxien im Handlungsfeld

Zu Beginn dieser Arbeit wurden die Fragen aufgeworfen, wie sich gesellschaftliche Modernisierungsprozesse auf Konfliktpotenziale in Paarbeziehungen auswirken und wie diese im Handlungsfeld der Paarberatung berücksichtigt werden. Ausgangspunkt war die Arbeitshypothese, dass eine Betrachtung der gesellschaftlichen Dynamiken zum Verständnis von Paarproblemen und somit zur bedarfsgerechten Beratungsgestaltung beitragen, eine ausbleibende Berücksichtigung hingegen normativierende Tendenzen begünstigen kann. Die hierzu zusammengetragenen Theorien und Forschungen aus den zeitdiagnostischen und paarspezifischen Teilgebieten der Soziologie, den professionstheoretischen Überlegungen psychosozialer Beratung sowie den theoretischen und praxisbezogenen Ausführungen aus dem Handlungsfeld der Paarberatung spannen in dieser Arbeit einen weiten Horizont an Fachwissensbeständen auf, der nun abschließend vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses noch einmal zusammengebunden und in Prüfung der Arbeitshypothesen diskutiert werden soll.

8.1 Selbstverwirklichungsimperative, paradoxe Beziehungsideale und inkonsistente Beziehungspraktiken als Bestandteile spätmoderner Beratungsanliegen

Der Einstieg in diese Arbeit erfolgte über soziologische Gegenwartsanalysen, die in den spätmodernen Dynamiken einen Wandel gesellschaftlicher Imperative erkennen lassen. Die Freisetzung und die damit einhergehende Möglichkeit und Notwendigkeit zur selbstverantworteten Lebensführung stellt die Individuen vor Identitätsfragen, die in Wechselwirkung mit den fortschreitenden Modernisierungsprozessen seit Beginn des 21. Jahrhunderts einen Imperativ zur Selbstverwirklichung auf der Basis identitätsrelevanter Valorisierungsprozesse begründeten. Dass auch die Vorstellungen über Paarbeziehungen von dem gesellschaftlichen Wandel nicht unberührt blieben, zeichnet die historische Genese des spätmodernen Beziehungsideals im Kapitel 3.2 nach. Auch wenn es sich bei den herausgearbeiteten Merkmalen um Idealvorstellungen handelt, sind diese in ihrer Bedeutsamkeit für Beziehungsrealitäten nicht zu unterschätzen. Als kulturell verfügbares Wissen konstituieren sie gesellschaftliche Wahrheiten und Normalitätsannahmen, die in den *Doing-Couple*-Prozessen (siehe Kapitel 3.1) der Mikroebene bewusst wie unbewusst verhandelt und reproduziert werden und derart die paarspezifischen Beziehungsrealitäten beeinflussen und mitbegründen.

Im gegenwärtigen Beziehungsideal sind die Spuren gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse deutlich zu erkennen, etwa in der romantischen Idee affektiv getragener, vollumfänglicher

wie lebenslanger Verbundenheit, in der emanzipatorischen Idee gleichberechtigter Partnerschaftlichkeit sowie in den pluralen Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten, die einer authentischen Selbstverwirklichung Raum zu geben suchen. Deutlich wurde in den Ausführungen in Kapitel 4.4 ebenso, dass sich mit den Modernisierungserrungschaften auch ambivalente Logiken in das Beziehungsideal einschreiben, die eine am Ideal ausgerichtete Beziehungsgestaltung vor paradoxe Herausforderungen stellt. Diese sind geeignet, inkompatible Zielvorstellungen und damit Konfliktpotenziale in der Beziehung zu begründen. Grob lassen sich diese in leitbildimmanente und interpersonell bedingte Konfliktpotenziale gliedern, wobei Überschneidungen durchaus möglich sind. Als leitbildimmanente Konfliktpotenziale wurden die widersprüchlichen Logiken von romantischer Liebe und Partnerschaftlichkeit und von Dauerhaftkeitsversprechen und Authentizitätsstreben sowie die Ausweitung von Selbstreflexions- und Kommunikationsprozessen herausgestellt. Die interpersonellen Konfliktpotenziale zeichnen sich dagegen durch das Aufeinandertreffen divergierender Sinn- und Handlungsorientierungen der Partner*innen aus, die im Kontext des Selbstverwirklichungsimperativs als identitätsrelevante Bezugspunkte schwer zu verhandeln sind. Wie der Blick in die empirischen Forschungen zu Liebesverständnissen, Geschlechterrollen und -verhältnissen sowie Beziehungsleitbildern zeigt, gehen in der Praxis mit beziehungsrelevanten Begriffen komplexe Diskurse einher, die eine Vielzahl von Deutungen und damit verbundenen Erwartungshaltungen ermöglichen. Widersprüchliche Bezugnahmen der Partner*innen ebenso wie die sich durchgängig abzeichnenden intrapersonellen Inkonsistenzen können spätmoderne Beziehungsgestaltungsprozesse daher vor konflikt- wie krisenhafte Herausforderungen stellen. Auch die Verflechtung des Paares in neoliberale Marktlogiken und weiterhin patriarchal geprägte gesellschaftliche Strukturen ist geeignet, sich in der individualisierten Verhandlung autonomer Lebensentwürfe konflikthaft niederzuschlagen.

Professionelle Beratung, die sich als institutionalisierte Unterstützungsleistung im Umgang mit den individuell problembehafteten Auswirkungen von Modernisierungsprozessen versteht, stellt somit ein geeignetes Angebot für Paare dar, deren Probleme sich auf die komplexen Anforderungen spätmoderner Beziehungsgestaltung zurückführen lassen. Im Sinne einer zeitdiagnostischen Betrachtung kann das Aufsuchen einer Paarberatung dabei auf zwei Begründungszusammenhänge zurückgeführt werden. Zum einen legt die hohe Relevanz der spätmodernen Paarbeziehung als Sinn- und Anerkennungsressource, geknüpft an die romantischen Ideale, nahe, eine Beziehung auch angesichts von Inkompatibilitäten und unerfüllten Erwartungen nicht zwangsläufig direkt zu beenden, sondern ganz im Sinne des Verhandlungsimperativs nach Lösungen für die Probleme zu suchen. Andererseits kann auch das spätmoderne Streben nach einer befriedigenden und authentischen Lebensführung im Sinne des Selbstverwirklichungsimperatives das Aufsuchen von professioneller Unterstützung befördern.

8.2 Antworten des Handlungsfeldes in Theorie und Praxis vor dem Hintergrund professionstheoretischer Überlegungen

Dass die oben aufgeführten Herausforderungen und Konfliktpotenziale im Handlungsfeld der Paarberatung Beachtung finden, wurde in der herangezogenen Fachliteratur deutlich. Die Verwobenheit von Paarberatungsangeboten mit den als paarproblemförderlich gedeuteten gesellschaftlichen Dynamiken und Rahmenbedingungen wird als so wesentlich angesehen, dass sie sogar eine argumentative Stütze der Kritik mangelnder struktureller Absicherung des Handlungsfeldes ausmacht. Auch die steigende Nachfrage nach Paarberatung sowie die Häufigkeit von paarspezifischen Beratungsanlässen verweisen auf das zunehmend *ratbedürftige* Unterfangen zufriedenstellender Paarbeziehungsgestaltung unter spätmodernen Bedingungen. Mit Blick auf den ersten Teil dieser Arbeit scheint das nicht verwunderlich, da sich Paarprobleme unter dem Blickwinkel spätmoderner Dynamiken wie der Pluralisierung von Beziehungsformen und der Singularisierung von Lebensentwürfen letztlich in all den Diskursen rund um die Paarbeziehung als Ringen um individuell bedeutsame wie allgemeingültige Beziehungswahrheiten verstehen lassen. Findet dieses Ringen seinen Weg in die Paarberatung – wenn vielleicht auch nicht primär als direkter Beratungsanlass, sondern etwa in Form enttäuschter Erwartungen und Wünsche an die Beziehung, emotionaler Unzufriedenheit mit dem gefundenen Beziehungsarrangement oder sich scheinbar verselbstständigender Konflikt- und Krisendynamiken – so ist das Handlungsfeld eingebunden in intime Aushandlungsprozesse einer geeigneteren Beziehungsrealität. Entsprechend wurde Paarberatung in dieser Arbeit als ein Setting verstanden, in dem spätmoderne Beziehungsdiskurse verhandelt werden.

Gleichzeitig ist die Paarberatungslandschaft ein divers aufgestelltes Feld, dessen unterschiedliche theoretische Fundierungen mit verschiedenen Verständnissen von Paarbeziehungen und -problemen einhergehen. Entsprechend findet auch die Berücksichtigung spätmoderner Rahmenbedingungen und Herausforderungen beziehungsweise die Verortung des Paares und des Beratungsangebots in den gesellschaftlichen Pa(a)radoxien in unterschiedlichem Ausmaß statt. Der Blick in den fachlichen Diskurs der Paarberatung rund um diese Thematik lässt dabei zugespitzt drei Schwerpunktsetzungen erkennen, die in einer beratungswissenschaftlichen Perspektive den *Beratungsprozess* und die *beratende Fachkraft* fokussieren und in einer auf die Praxis ausgerichteten Perspektive die *Paardynamiken* in den Mittelpunkt rücken.⁴⁰

So verweist die Betrachtung des *Paarberatungsprozesses* im Kontext von modernisierungstheoretischen Überlegungen insbesondere auf die diffizilen Anerkennungs- und Reproduktionsmomente diskursiver Bezugnahmen im Beratungsgeschehen. Welches Verhältnis beispielsweise von Selbstverwirklichungs- oder Bindungsbedürfnissen auf der Basis psychologischer, kybernetischer oder neurowissenschaftlicher Modelle befürwortet wird, privilegiert letztlich, so

⁴⁰ Diese Kategorisierung dient hier einer theoretischen Ausdifferenzierung; die Überschneidungen ergeben sich allein aus den inhaltlichen Wechselwirkungen, die sich auch in der herangezogenen Fachliteratur zeigen.

ließe sich vereinfacht sagen, spezifische Beziehungskonzeptionen. Kritisch angemerkt werden diesbezüglich besonders (unreflektierte) Bezugnahmen auf der Basis stereotypisierender und/oder patriarchaler Vorstellungen, da sie die damit verbundenen machtförmigen Strukturen im Beratungsprozess reproduzieren. Diese Aussage erhält vor dem Hintergrund der Deutungsmacht institutionell legitimer Wissensbestände, die im Kapitel 6.1 ausgeführt wurde, umso mehr Gewicht, da sie derartigen Bezugnahmen auch über das Beratungsgeschehen hinaus einen qualifizierten Charakter verleihen kann. Eine diskurssensible Betrachtung von Paarberatungsprozessen soll entsprechend die gesellschaftliche Einbettung des Settings mitreflektieren und deckt sich mit der geforderten Diskurssensibilität einer reflexiven Beratungshaltung, die im Kapitel 6.1 als Professionalitätsmerkmal herausgestellt wurde.

Mit dem Anspruch der Diskurssensibilität lässt sich auf die Perspektive, die *die beratende Fachkraft* fokussiert, überleiten. Der fachliche Diskurs fordert von den Professionellen eine kontinuierliche Reflexion der eigenen Bezugnahmen sowie eine Neutralität hinsichtlich der Beziehungskonzeptionen des Paares. Allerdings scheint die beraterische Neutralität nicht nur, wie in Kapitel 6.1 aufgezeigt, aufgrund der theoretischen Fundierung und damit einhergehenden Setzungen der Beratungstätigkeit kaum umsetzbar zu sein; auch die interaktive Hervorbringung von Liebes- und Beziehungsverständnissen, die mit den Arbeiten Bethmanns im Kapitel 4.1 aufgezeigt wurde, verweist auf eine grundlegende Schwierigkeit für eine derartige Haltung. Dem professionellen Anspruch nach Neutralität scheint zudem auch der Wunsch von Ratsuchenden gegenüberzustehen, fachlich fundierte Orientierungsangebote zur Gestaltung funktionierender Beziehungen in der spätmodernen Komplexität zu erhalten. Das Dilemma, welches sich darin für die Fachkräfte abzeichnet, spiegelt sich mutmaßlich in den im Kapitel 6.3 dargestellten Unsicherheiten wider.

In den gegenwärtigen Paarberatungskonzepten lässt sich die Thematisierung spätmoderner Rahmenbedingungen besonders hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf die *Paardynamiken* feststellen. Wesentlich ist dabei die Betrachtung spätmoderner Beziehungsleitbilder, die überhöhte Erwartungshaltungen an Paarbeziehungen bedingen und dadurch problematische Dynamiken anstoßen. Insbesondere der Selbstverwirklichungsimperativ wird als Antagonist der Flexibilisierung von Beziehungsvorstellungen gesehen. Das beraterische Handeln knüpft an diesen spätmodernen Vorstellungen an und setzt ihnen, vermittelt über den Beratungsprozess, alternative, partnerschaftsorientiertere Deutungen entgegen, um so wohlwollende und kooperativere Interaktionen anzuregen. So legen die in der betrachteten Paarberatungsliteratur herausgehobenen Logiken der Autonomie der Partner*innen und der Wandelbarkeit intra- wie interpersoneller Merkmale in der spätmodernen Deutung das Streben nach Selbstverwirklichung nahe; im Kontext der Paarberatung erhalten sie jedoch eine bindungsorientierte Auslegung und werden zu einer Begründung für die beständige, wechselseitige Bezugnahme. In Kombination mit der Hinterfragung nicht realisierbarer Erwartungen und Idealisierungen anhand des Funktionalitätskriteriums wird die Flexibilisierung individueller Beziehungskonzeptionen angeregt und durch die

Betonung wechselseitiger Anerkennungswünsche Kompromissbereitschaft gefördert. In gewisser Weise trägt Paarberatung in der Praxis somit eine moderate Form des spätmodernen Beziehungsideals an die Paare heran, dass zur Reflexion und Neuausrichtung bisheriger, gegebenenfalls konfligierender Beziehungsvorstellungen einlädt, um so geeignetere Paardynamiken anzuregen.

8.3 Offene Fragen

Die herausgearbeiteten Bezugnahmen der Paarberatung auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen spätmoderner Beziehungsgestaltung lassen sich somit auf mehreren Ebenen verorten und sind in ihrer Relevanz für die Gestaltung geeigneter wie diskurssensibler Beratungsprozesse als wesentlich einzuschätzen.

Anzumerken ist aber auch, dass sich in der Fachliteratur lediglich punktuell Beiträge finden lassen, die Paarberatung explizit als Ort der Verhandlung diskursiver Logiken fassen. Wie im Kapitel 6.3 ersichtlich, zielen derartige Thematisierungen vorwiegend auf eine geschlechtsspezifische Ebene ab. Dass angesichts der Kontingenz der Beziehungsform, der Pluralität von Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten, den vielfältigen Auslegungen relevanter Begriffe und der Verwobenheit des Paares in weitere gesellschaftliche Sinnlogiken aber auch auf anderen Ebenen Beziehungsleitbilder vermittelt und reproduziert, verhandelt und verworfen werden, wurde lediglich in einem Beitrag von Kutenreiter und Thomanetz (siehe Kapitel 6.3) hinsichtlich der Anerkennung von Narrationen der Klient*innen im Allgemeinen angeführt. In der Praxis lässt sich ein Bewusstsein darüber eher im Subtext wertfreier Haltungen ausmachen sowie in der Feststellung eines mangelnden Wissens in der Bevölkerung über die Komplexität von Liebes- und Beziehungsverständnissen. Gleichzeitig finden sich in den Paarberatungskonzepten aber auch Setzungen, die einen allgemeingültigen Charakter aufweisen und so in paarspezifischen Themen vermeintliche Wahrheiten vermitteln. Interessant wäre daher für das Handlungsfeld die Auseinandersetzung mit den Fragen, wie und welche Wahrheiten über Liebe und Paarbeziehungen im Beratungssetting verhandelt und hervorgebracht werden; und auf welcher Legitimationsgrundlage diese aufbauen (siehe hierzu auch Schulze 2018: 50).

8.4 Eine (paar-)soziologische Perspektive als Bereicherung für Paarberatung?

Eine eingehende Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Dynamiken und Imperativen sowie den in diesen anklingenden, historisch gewachsenen Diskursordnungen rund um Paarbeziehungen, ebenso wie ihr Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Bereichen und deren Sinnlogiken, lassen sich als wertvolle Ressourcen hinsichtlich der Diskurssensibilität des Feldes und damit der Gestaltung professioneller Beratungsprozesse deuten. Der aufschlussreiche Charakter soziologischer und insbesondere paarsoziologischer Inhalte verweist nicht nur auf den fundamentalen Einfluss gesellschaftlicher Rahmungen auf Beziehungsleitbilder und sich dazu verhaltender Paargestaltungsprozesse; er fördert und fordert darüber hinaus auch die Aufmerksamkeit für die in den Beratungsanliegen anklingenden Leitbildvorstellungen,

Beziehungswahrheiten und daraus abgeleiteten Erwartungshaltungen. Gerade das Bewusstsein für modernisierungsspezifische Überlegungen vermag zudem die oftmals als problematisch deklarierten Selbstverwirklichungstendenzen in ihrer Sinnhaftigkeit im Kontext gesellschaftlicher Imperative und Dynamiken zu rahmen; gleichzeitig aber auch die damit verbundenen (Streit-)Fragen der Tragweite einer emotionalen Authentizität sowie die Widersprüchlichkeit zu anderen Beziehungslogiken im Blick zu behalten.

Im fachlichen Diskurs der Paarberatung lässt sich eine Beachtung derartiger Sinngehalte bereits ausmachen; eine Intensivierung sowie eine Auseinandersetzung, insbesondere auch mit den paradoxen Anforderungen an Paarbeziehungen in der Spätmoderne, könnte zum einen das *handlungsfeldspezifische Wissen* (vgl. Nestmann et al. 2007: 35) der Beratenden um Zusammenhänge bereichern, die Konflikte und Krisen aus einer soziologischen Perspektive heraus verstehbar werden lassen. Andererseits kann die Auseinandersetzung damit eine differenzierte Reflexion der von professioneller Seite eingebrachten Sinnlogiken befördern und eine fachliche Diskussion hinsichtlich privilegierter Beziehungskonzeptionen im Handlungsfeld bereichern. Denn, so könnte man mit Blick auf die Ausführungen dieser Arbeit schlussfolgern, kommt das Handlungsfeld nicht umhin, spezifische Beziehungsmerkmale – sei es aufgrund von theoretischen Schulen, Erfahrungswissen, emanzipativen Haltungen oder implizit über die Ausrichtung von Methoden und Techniken – als geeigneter als andere zu definieren, die durch das Setting institutionalisierter professioneller Beratungsangebote einen normativen Charakter erhalten. Umso wichtiger erscheint es, diese im Bewusstsein um die Kontingenz der Beziehungsform und der in den empirischen Forschungen deutlich werdenden Verständnisvielfalt bedeutungsschwerer, aber letztlich leerer Begriffe, wie etwa Liebe, Partnerschaft, Gerechtigkeit und Authentizität zu reflektieren, im fachlichen Austausch zu diskutieren und derartige Prozesse in den Interaktionen der Praxis transparent werden zu lassen.

8.5 Ansatzpunkte für mögliche Weiterentwicklungsprozesse

Von derartigen Intentionen getragene Weiterentwicklungsprozesse des Handlungsfeldes könnten auch von gegenwärtigen Überlegungen profitieren, die sich auf einer professionstheoretischen Ebene oder im Kontext anderer Beratungsschwerpunkte mit der Berücksichtigung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auseinandersetzen. So trägt etwa der Herausgeberband „Zukunft der Beratung. Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung“ von Rietmann und Sawatzki (2018b) vielfältige Perspektiven zusammen, die die gesellschaftliche Verortung von Beratung thematisieren und daraus Konsequenzen für das Handlungsfeld ableiten. Rietmann selbst hält etwa fest: „Gute Beratung zeigt dem Individuum, in welchem Spannungsfeld es sich bewegt und welche individuellen Zwickmühlen sich daraus ergeben.“ (Rietmann/Sawatzki 2018a: 9). Entsprechend formulieren es auch Engel et al. in dem Band als Auftrag an die Professionellen: „Dort, wo es angebracht erscheint, müssen Berater und Beraterinnen in der Lage sein, Problemlagen wieder in den Verhältnissen ‚zu lesen‘ – zumindest, um damit über einen

erweiterten Problemhorizont zu verfügen.“ (Engel et al. 2018: 92) Eine weitere Orientierungsmöglichkeit für Weiterentwicklungsprozesse der Paarberatung findet sich in diskriminierungssensiblen Beratungsfeldern, da gerade hier die Auseinandersetzung mit machtförmigen gesellschaftlichen Strukturen einen unhintergehbaren Bestandteil der Beratungstätigkeit ausmacht. Gröning, die sich beispielsweise mit der Gestaltung geschlechtersensibler Beratungsprozesse befasst, fordert für die Beratung einen Verstehensbegriff, der „über die Psychologie hinausweist und Sozialstrukturen und Inkorporationen mitberücksichtigt.“ (Gröning 2015: 103) Schirmer weist in der Auseinandersetzung mit systemischen Beratungsangeboten für Trans*Menschen darauf hin, dass Beratung die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht „[a]ußer Kraft setzen kann“ (Schirmer 2017: 128) und daher die Reflexion normativer gesellschaftlicher Strukturen im Beratungsprozess auch in ihren Auswirkungen auf Handlungsmöglichkeiten zu berücksichtigen sind (vgl. ebd.: 135). Da die Beratenden selbst in die gesellschaftlichen Strukturen eingebunden sind und diese mitreproduzieren, können abseits der Hegemonie liegende Selbstbeschreibungen mit Unsicherheiten verbunden sein, die gemäß der Autorin produktiv genutzt werden können:

„[E]s [ist] entscheidend, dass der_die Berater_in eine solche Verwirrung zum Anlass für eine Selbstreflexion nimmt, in der eigene geschlechtliche Wahrnehmungsweisen, Vorannahmen, Richtigkeitsvorstellungen und auch die Haltung zum eigenen Geschlechtsein aus einer Metaposition heraus kritisch in den Blick genommen und als Bestandteile einer spezifischen Wirklichkeitskonstruktion erkannt werden können.“ (ebd. : 133)

Neben der Selbstreflexion der Professionellen heben auch feministische Ansätze die Berücksichtigung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, gerade vor dem Hintergrund der Beständigkeit patriarchaler Ordnungen, hervor. So entwickelten etwa Brensell et al. auf der Basis eines Forschungsprojekts (2015-2019) über die Wirksamkeit beraterischer Strategien in Frauenberatungsstellen das Konzept der „Kontextualisierten Traumarbeit“ (vgl. Brensell et al. 2020: 25-27). Hierin wird in Kritik einer Individualisierung von Traumafolgen die Betrachtung des gesellschaftlichen Kontextes zu einem wesentlichen Element des Beratungsprozesses herausgehoben mit dem Ziel, geschlechtsspezifische Ungleichheitsstrukturen und ihre Bedeutung für das Erlebte sichtbar zu machen (vgl. ebd.: 72). Kontextualisierte Beratungsarbeit meint dabei einerseits das Ansinnen, die Problematiken durch die Berücksichtigung von gesellschaftlichen Kontextfaktoren zu entindividualisieren, andererseits aber auch als Institution in gesellschaftliche Strukturen über Aufklärungs- und Netzwerkarbeit zurückzuwirken.

So vielfältig wie die aufgezeigten Kontexte für mögliche Weiterentwicklungsprozesse des Handlungsfelds der Paarberatung sind, scheint eine Auseinandersetzung mit diesen sowohl für den theoretischen Diskurs sowie die praktische Arbeit spannende Fragestellungen und Ideen zu beinhalten, die eine sensible Haltung gegenüber den komplexen Beziehungsvorstellungen in

ihrer gesellschaftlichen Einbettung fördern und Anregungen für die Reflexion und Gestaltung von Paarberatungsprozessen liefern können.

9 Fazit

Mit einer dialogischen Zusammenstellung von Zitaten aus den fachlichen Diskursen der Paarsoziologie und der Paarberatung wurde diese Arbeit zu Beginn eröffnet. Diese Einleitung diente als Analogie zur Zielstellung und Vorgehensweise der Ausführungen, die die Berücksichtigung spätmoderner Verhältnisse im Handlungsfeld der Paarberatung erfassen und den Mehrwert soziologischer Zeitdiagnosen und Paarforschung für die Gestaltung von Beratungsprozessen ausfindig machen sollten. Prägnant lassen sich die Ergebnisse dieser Arbeit wie folgt zusammenfassen:

Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse führen zur Erosion selbstverständlicher Orientierungsmöglichkeiten und lassen über Imperative zur Selbstverwirklichung und selbstverantworteten Lebensführung individuelle Entscheidungen zu identitätsrelevanten Momenten werden. Auch die gesellschaftlichen Vorstellungen über Paare, Liebe und Geschlechterverhältnisse wandelten sich mit den Modernisierungsdynamiken und prägen ein gegenwärtiges Beziehungsideal, in dem sich neben Selbstverwirklichungsimperativen auch partnerschaftliche Gerechtigkeitslogiken und romantische Ideen finden. Die individuelle Auslegung des Ideals, mit dem Ziel einer zufriedenstellenden, authentischen Lebensführung, eröffnet eine Vielfalt an Beziehungsformen. Zugleich sind spätmoderne Beziehungsleitbilder geprägt von zum Teil ambivalenten Sinnlogiken, die konfligierende Zielstellungen in den je individuellen Erwartungen an Paarbeziehungen und im konkret gelebten Beziehungsalltag bedingen können. Zudem beinhaltet auch die individualisierte Bezugnahme auf gesellschaftliche Geschlechter- und Arbeitsmarktlogiken das Potenzial, konflikthafte Dynamiken zu befördern. Da in Paarbeziehungsrealitäten divergierende wie inkonsistente Vorstellungen der Partner*innen möglich sind, stellt diese Arbeit neben leitbildimmanenten auch interpersonelle Konfliktpotenziale heraus, die sich mit Modernisierungsprozessen in einen Zusammenhang bringen lassen.

Im Handlungsfeld der Paarberatung findet eine Bezugnahme auf spätmoderne Beziehungsleitbilder vorwiegend als Problematisierung überhöhter Ansprüche an Beziehungen statt. Gerade das Streben nach autonomer Selbstverwirklichung und idealisierte romantische Erwartungshaltungen werden in der gegenwärtigen Fachliteratur zur Paarberatungsgestaltung als hinderlich für gelingende Beziehungsgestaltungsprozesse verstanden. Mit Blick auf die Ausführungen dieser Arbeit kann die Betrachtung über derartige Beratungsthemen hinaus auf eine allgemeinere Berücksichtigung der Verwobenheit des Handlungsfeldes in die Diskursivität von Beziehungs- und Liebesverständnissen erweitert werden. Eine solche Sichtweise verweist nicht nur auf die Kontingenz der Beziehungsform und die paradoxen gesellschaftlichen Sinnlogiken, welche spätmoderne Vorstellungen über Paarbeziehungen prägen; sie rückt zudem das Beratungssetting als machtförmigen Verhandlungsort von *Beziehungswahrheiten* in den Fokus der

Aufmerksamkeit. Punktuelle Auseinandersetzungen mit der gesellschaftlichen Verortung des Handlungsfeldes finden sich bereits im fachlichen Diskurs der Paarberatung und wurden in dieser Arbeit zusammengetragen. Eine weitere Auseinandersetzung mit der Thematik könnte nicht nur das Fachwissen über Paarprobleme um eine soziologische Perspektive erweitern, sondern auch anknüpfend an die Überlegungen anderer Beratungsfelder eine diskurssensible, professionelle Haltung fördern.

Mit dem Fokus auf die soziologischen Perspektiven blendet diese Arbeit im Sinne des Erkenntnisinteresses allerdings andere, für den Beratungsprozess relevante Aspekte aus. So leistet die Arbeit keine Einordnung der gewonnenen Erkenntnisse im Hinblick auf Wechselwirkungen mit beispielsweise eher psychologischen oder körperbezogenen Ebenen des Problemanliegens und Beratungsprozesses, sondern kann nur einen Ausgangspunkt für derartige Bemühungen darstellen. Auch fehlt es der Auseinandersetzung an Differenzierungen hinsichtlich unterschiedlicher Paarformen, die den Erkenntnisgewinn der Thematik für das Handlungsfeld noch ausweiten würde, beispielsweise mit Blick auf interkulturelle Paare, Paare in verschiedenen Milieus und Lebensphasen oder Paare mit Kindern. All das sind, ebenso wie die im vorherigen Kapitel aufgeworfenen Fragen, wie und welche Wahrheiten über Beziehungen im Setting der Paarberatung erzeugt werden, interessante Ansatzpunkte für weitere Forschungs- und Reflexionsbemühungen. Hierzu ließe sich auch in Anlehnung an den explorativen Einblick in Paarberatungskonzepte in dieser Arbeit eine systematische Analyse gegenwärtiger Paarberatungskonzepte im Umgang mit den spätmodernen Herausforderungen zählen, die auf einer methodisch fundierten Basis erfolgt. Geeignet wäre hierfür nicht nur die Analyse einer breiteren Literatúrauswahl, die im Rahmen dieser Arbeit nicht erfolgen konnte, sondern möglicherweise auch eine differenzierte Betrachtung entlang der theoretischen Schulen.

Neben weiteren Forschungsbemühungen lässt sich mit Blick auf die hohe Bedeutung von Paarbeziehungen für große Teile der Bevölkerung und die steigende Nachfrage nach Paarberatung auch eine Verankerung des Themas in den Lehrinhalten psychosozialer Hochschulbildung empfehlen. Neben paarspezifischen Themen gilt dies entsprechend für eine intensivere Vermittlung soziologischer Zeitdiagnosen sowie der Diskussion ihres Mehrwerts für die Praxis psychosozialer Tätigkeiten.

Zudem ist abschließend auch die Förderung einer diskurs- wie machtsensiblen Haltung in der Ausbildung zukünftiger Fachkräfte sowie in der Praxis professioneller Beratungsprozesse zu empfehlen, die die Verwobenheit in gesellschaftliche Rahmenbedingungen auch im fachlichen Austausch reflektiert, ein kritisches Bewusstsein für normative Reproduktionsmomente in den sensiblen zwischenmenschlichen Interaktionsprozessen des Beratungssettings pflegt, die eigenen *Wahrheiten* als diese im Austausch mit den Klient*innen transparent werden lässt und dabei offenbleibt für die Potenziale und Sinnlogiken der Ratsuchenden.

Literaturangaben

- Allmendinger, Jutta (2021): Es geht nur gemeinsam! Wie wir endlich Geschlechtergerechtigkeit erreichen. Berlin: Ullstein.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelgesicht von Freisetzungsprozessen. In: Ders./Beck, Ulrich (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 105-134.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1990a): Die irdische Religion der Liebe. In: Ders./Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 222-266.
- Beck, Ulrich (1990b): Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie. In: Ders./Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 20-64.
- Beck, Ulrich (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Ders./Giddens, Anthony/Lash, Scott (Hrsg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 19-112.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Dies. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 10-42.
- Bethmann, Stephanie (2013): Liebe. Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bischöfliches Generalvikariat Münster (2008): Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Lösungen finden Unsere Seelsorge. www.bv-efl.de/dokumente/unsere_seelsorge_08.pdf (Abfrage: 16.08.2021).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2016): Männer-Perspektiven. Auf dem Weg zu mehr Gleichstellung? Berlin. www.delta-sozialforschung.de/cms/upload/grafiken/artikel/Maennerperspektiven-2016.pdf (Abfrage: 16.08.2021).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) (2020): Kinder, Haushalt, Pflege – wer kümmert sich? Ein Dossier zur gesellschaftlichen Dimension einer privaten Frage. Berlin.
- Bochmann, Andreas (2007): Paarberatung. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): Das Handbuch der Beratung. Band 2: Ansätze, Methoden und Felder. 2. Auflage. Tübingen: dgvt, S. 1005-1013.
- Böhm, Sebastian/Diewald, Martin/Körnert, Juliana (2010): Instabile Partnerschaften durch neue Beschäftigungsformen? Risiken von Männern und Frauen. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert "jenseits von Stand und Klasse"? Wiesbaden: Springer VS, S. 211-224.
- Brensell, Ariane/Hartmann, Ans/Schmitz-Weicht, Cai (2020): Kontextualisierte Traumaarbeit. Beratung und Begleitung nach geschlechtsspezifischer Gewalt - Forschungsergebnisse aus der Praxis feministischer Beratungsstellen.. Berlin: Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe, Frauen gegen Gewalt e.V.
- Brost, Marc/Wefing, Heinrich (2015): Geht alles gar nicht. Warum wir Kinder, Liebe und Karriere nicht vereinbaren können. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Burkart, Günter (2008): Familiensoziologie. Stuttgart: utb.
- Burkart, Günter (2018): Soziologie der Paarbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

- Busse, Stefan (2017): Einleitung: Modernes Leben – Leben in der Moderne. In: Ders./Beer, Kornelia (Hrsg.): Modernes Leben - Leben in der Moderne. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-12.
- Butler, Judith (2012): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Cabanas, Edgar (2018): Psychobürger. Oder: Wie man glückliche Individuen in neoliberalen Gesellschaften macht. In: Illouz, Eva/Honneth, Axel/Adrian, Michael (Hrsg.): Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp, S. 237-267.
- Calahorrano, Lena/Rebaudo, Mara/Stöwhase, Sven (2019): Gender Care Gap. Ursachen des Gap und Wirkungsprognose von Handlungsempfehlungen. publica.fraunhofer.de/eprints/urn_nbn_de_0011-n-5659007.pdf (Abfrage: 20.05.2021).
- Cornelißen, Waltraud (2014): Theoretische Perspektiven auf Geschlecht in familialen Lebensformen. In: Dies./Lück, Detlev (Hrsg.): Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa. De Gruyter, S. 55-88.
- Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. (DAJEB) (2016): “Nichts ist so beständig wie der Wandel, Jahrestagung 2016”. www.dajeb-kurse.de/downloads/jt-2016.pdf (Abfrage: 16.08.2021).
- Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e.V. (DAJEB) (2021): „Beratung in Ihrer Nähe. "Beratungsführer online" der DAJEB“. www.dajeb.de/beratungsfuehrer-online/beratung-in-ihrer-naeche (Abfrage: 05.08.2021).
- Deutscher Bundestag (DB) (2017): „Vor 60 Jahren: Bundestag beschließt Gleichberechtigungsgesetz“. bundestag.de/dokumente/textarchiv/2017/kw17-kalenderblatt-gleichberechtigungsgesetz-504286 (Abfrage: 23.04.2021).
- Deutscher Bundestag (DB) (2018a): Zur Entwicklung der Risiken von Scheidung und Trennung in verschiedenen Familien- und Lebensformen. Dokumentation WD 9 - 053/18. In: Wissenschaftlicher Dienst des Fachbereichs Gesundheit, Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). <https://www.bundestag.de/resource/blob/575702/e3051fdc35fe0ad87c0919137e8b058f/WD-9-053-18-pd-data.pdf> (Abfrage: 16.08.2021).
- Deutscher Bundestag (DB) (2018b): „Andreas Reckwitz ‚kartiert‘ die spätmoderne Gesellschaft“. bundestag.de/dokumente/textarchiv/2018/kw24-lesung-reckwitz-559066 (Abfrage: 03.03.2021).
- Dechant, Anna/Rost, Harald/Schulz, Florian (2014): Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen. Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische Befunde auf Basis der pairfam-Daten. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 26, H. 2, S. 144-168.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (1996): Zugänge zur Sozialpädagogik. Reflexive Wissenschaftstheorie und kognitive Identität. Weinheim [u.a.]: Juventa.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (2019): „Prof. Dr. Andreas Reckwitz - Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisträger 2019“. dfg.de/geofoerderte_projekte/wissenschaftliche_preise/leibniz-preis/2019/reckwitz/index.jsp (Abfrage: 03.03.2021).
- Deutsche Gesellschaft für Beratung e.V. (DGfB) (2015): Positionspapier: Beratung in der reflexiven Gesellschaft. <https://www.dgsf.org/themen/stellungnahmen-1/positionspapier-beratung-in-der-reflexiven-gesellschaft> (Abfrage: 13.01.2021).
- Diabaté, Sabine (2015): Partnerschaftsleitbilder heute: Zwischen Fusion und Assoziation. In: Dies./Schneider, Norbert F. /Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 77-98.

- Diabaté, Sabine /Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 26, H. 1, S. 49-69.
- Diener, Katharina/Feldhaus, Michael (2011): „Hartz“ oder Herz? Hartz IV und die Intention zum Zusammenziehen in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Sozialreform, Jg. 57, H. 2, S. 199-220.
- Disler, Bettina (2019): Dynamisierung in der Paartherapie. Lustlosigkeit, Entfremdung und Affären systemisch visualisieren. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Duttweiler, Stefanie (2007): Beratung als Ort neoliberaler Subjektivierung. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit: Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 261-275.
- Eckhard, Jan (2015): Abnehmende Bindungsquoten in Deutschland: Ausmaß und Bedeutung eines historischen Trends. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 67, S. 27-55.
- Eikemann, Stefan (2016): Spielraum des Paares. Wagnis und Entwicklung in der Paartherapie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Elberfeld, Jens (2020): Anleitung zur Selbstregulation. Eine Wissensgeschichte der Therapeutisierung im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus.
- Engel, Frank/Nestmann, Frank (2021): Beratung zwischen Kulturalisierung und Digitalisierung. In: Erbring, Saskia/Fischer, Jörg (Hrsg.): Zukunft der Beratung. Sozialmagazin. 5. Sonderband. Weinheim: Beltz Juventa, S. 31-46.
- Engel, Frank/Nestmann, Frank/Sickendiek, Ursel (2018): Beratung: alte Selbstverständnisse und neue Entwicklungen. In: Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik (Hrsg.): Zukunft der Beratung: Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung? Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 83-115.
- Engl, Joachim/Thurmaier, Franz (2020): Kommunikationstherapie. Ein paartherapeutischer Ansatz. Göttingen: Hogrefe.
- Friedrich-Ebert-Stiftung e.V., Forum Politik und Gesellschaft (FES) (Hrsg.) (2016): Was junge Frauen wollen. Lebensrealitäten und familien- und gleichstellungspolitische Erwartungen von Frauen zwischen 18 und 40 Jahren. Berlin. www.delta-sozialforschung.de/cms/upload/grafiken/artikel/Studie_JungeFrauen_final.pdf (Abfrage: 16.08.2021).
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Gröning, Katharina (2015): Probleme des Beziehungsraumes im Kontext geschlechtersensibler Beratung. Zur Bedeutung der Habitus Theorie für die Beratung. In: Dies./Kunstmann, Anne-Christin/Neumann, Cornelia (Hrsg.): Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 91-108.
- Hare-Mustin, Rachel T. (1994): Diskurse im verspiegelten Raum. Eine postmoderne Analyse der Therapie. In: Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung, Jg. 19, H. 3, S. 205-232.
- Herma, Holger (2009): Liebe und Authentizität. Generationswandel in Paarbeziehungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Hiebinger, Irene (2006): Paarbeziehung als Prozess des Aushandelns. Linz: Ed. Pro Mente.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: Rusconi, Alessandra/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Kortendiek, Beate/Berger, Peter A. (Hrsg.): GENDER Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung. Sonderheft. 2. Auflage. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 37-56.

- Hirsland, Andreas/Leuze, Kathrin (2010): Jenseits der traditionellen Paarbeziehung? Sozialstrukturelle Bedingungen moderner Beziehungskonzepte. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert "jenseits von Stand und Klasse"? Wiesbaden: Springer VS, S. 191-209.
- Hobler, Dietmar /Lott, Yvonne /Pfahl, Svenja /Schulze Buschoff, Karin (2020): „Stand der Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland“. In: Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut der Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.): Report Nr. 56. www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_56_2020.pdf (Abfrage: 21.05.2021).
- Horn, Carsten (2021): „Und jetzt hat man eben manchmal das Gefühl, dass die Entscheidung zur Ehe ne Entscheidung gegen den gesellschaftlichen Mainstream is“. Ehe im Zeitalter der Singularisierung. In: Wutzler, Michael/Klesse, Jacqueline (Hrsg.): *Paarbeziehungen heute: Kontinuität und Wandel*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 123-149.
- Hupka, Kerstin (2015): Geschlechtersensible Paarberatung. In: Gröning, Katharina/Kunstmann, Anne-Christin/Neumann, Cornelia (Hrsg.): *Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 130-144.
- Illouz, Eva (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2018): Fazit: Auf dem Weg zu einer postnormativen Kritik der emotionalen Authentizität. In: Dies./Honneth, Axel/Adrian, Michael (Hrsg.): *Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin: Suhrkamp, S. 268-291.
- Kaufmann, Jean-Claude (1995): *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. 3. Auflage. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz.
- Keddi, Barbara (2003): *Projekt Liebe. Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keupp, Heiner (2014): Beratung in bewegten Zeiten. In: Bock, Karin/Nestmann, Frank (Hrsg.): *Beratung und soziale Beziehungen. Farewell-Schrift für Frank Nestmann*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 24-39.
- Keupp, Heiner (2020): Individualisierte Identitätsarbeit in spätmodernen Gesellschaften. In: Deppe, Ulrike (Hrsg.): *Die Arbeit am Selbst: Theorie und Empirie zu Bildungsaufstiegen und exklusiven Karrieren*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 41-65.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (Hrsg.) (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Kirschenhofer, Sabine (2019): Geschlechtergerechte Paartherapie mit heterosexuellen Paaren: Reflexionen zu einem utopischen Unterfangen. In: *Psychotherapie Forum*, Jg. 23, S. 25-30.
- Kirschenhofer, Sabine/Kuttenreiter, Verena (2010): Konstruktion von Geschlecht in Paartherapien - Ein Forschungsprojekt. In: Brandl-Nebehay, Andrea/Hinsch, Joachim (Hrsg.): *Paartherapie und Identität. Denkansätze für die Praxis*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag, S. 80-108.
- Klann, Notker/Hahlweg, Kurt (1994): *Beratungsbegleitende Forschung - Evaluation von Vorgehensweisen in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung und ihre spezifischen Auswirkungen*. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- Klann, Notker/Kohlgraf, Peter/Scholl, Erhard (2016): Bewältigungsstrategien von Paaren nach Verletzungen. Ergebnisse aus einer empirischen Umfrage. In: *Beratung Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung*, Jg. 17, H. 2, S. 14-95.

- Klingan, Susanne (2010): Küchengespräche. In: Brandl-Nebehay, Andrea/Hinsch, Joachim (Hrsg.): Paartherapie und Identität. Denkansätze für die Praxis. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag, S. 19-47.
- Klinkert, Carola (2014): Neuro-Romantik? Die symbolische Integration von Liebe und Hirnforschung. In: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript, S. 191-214.
- Klunder, Nina (2016): Differenzierte Ermittlung des Gender Care Gap auf Basis der repräsentativen Zeitverwendungsdaten 2012/13. <https://www.gleichstellungsbericht.de/kontext/controllers/document.php/30.b/a/f83f36.pdf> (Abfrage: 20.05.2021).
- Koppetsch, Cornelia (1998): Liebe und Partnerschaft: Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen. In: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hrsg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen. Opladen: Leske und Budrich, S. 111-129.
- Koppetsch, Cornelia (2010): Jenseits der individualisierten Mittelstandsgesellschaft? Zur Ambivalenz subjektiver Lebensführung in unsicheren Zeiten. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert "jenseits von Stand und Klasse"? Wiesbaden: Springer VS, S. 225-243.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz.
- Koschorke, Martin (2013): Keine Angst vor Paaren! Wie Paarberatung und Paartherapie gelingen kann. Praxishandbuch. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kreische, Reinhard (2012): Paarbeziehungen und Paartherapie. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Kröger, Christine (2010): Praxisbegleitende Forschung in der Institutionellen Paarberatung in Deutschland - von Nutzen und Notwendigkeit einer empirisch-evidenzbasierten Perspektive. In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis, Jg. 42, H. 4, S. 957-964.
- Kröger, Christine (2020): Was wirkt wirklich? – Paar- und Familienberatung im Spiegel theoretischer Überlegungen und empirischer Befunde zur Wirksamkeit. In: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. (Hrsg.): Paare und Familien – Wirkungsvoll beraten!. Informationsrundschreiben Nr. 237, S. 7-23.
- Krüger-Kirn, Helga (2013): Paarberatung in Zeiten postmoderner Beziehungswelten. Eine psychoanalytische und geschlechterkritische Annäherung. In: Schnoor, Heike (Hrsg.): Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 240-250.
- Kuttenreiter, Verena/Thomanetz, Andrea (2010): "Warum siehst du nicht, wie ich wirklich bin?" - Identität und Paarbeziehung. In: Brandl-Nebehay, Andrea/Hinsch, Joachim (Hrsg.): Paartherapie und Identität. Denkansätze für die Praxis. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag, S. 19-47.
- Lenz, Karl (1998): Romantische Liebe - Ende eines Beziehungsideals? In: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hrsg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen. Opladen: Leske und Budrich, S. 65-85.
- Lenz, Karl (2003): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lenz, Karl (2014): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit revisited. Zu Peter L. Berger/Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, Soziale Welt 16/3 (1965). In: Braun, Norman/Müller, Julian/Nassehi, Armin/Saake, Irmhild/Wolbring, Tobias (Hrsg.):

- Begriffe - Positionen - Debatten. Eine Relektüre von 65 Jahren Soziale Welt. Soziale Welt. Sonderband 21. Baden-Baden: Nomos, S. 51-61.
- Lenz, Karl/Dressler, Sabine/Scholz, Sylka (2014): In Liebe verbunden. Paar- und Elter(n)-Kind-Liebe in der soziologischen Diskussion. In: Dies./Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript, S. 11-48.
- Leupold, Andrea (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 12, H. 4, S. 297-327.
- Lindner, Diana (Hrsg.) (2012): Das gesollte Wollen. Identitätskonstruktion zwischen Anspruchs- und Leistungsindividualismus. Wiesbaden: Springer VS.
- Ludwig-Maximilians-Universität München - Institut für Soziologie (LMU) (2009): „Ulrich Beck: Überleben in der Risikogesellschaft – NZZ Standpunkte [Video]“. webarchiv-ulrich-beck.sozioologie.uni-muenchen.de/videos/ (Abfrage: 03.03.2021).
- Logemann, Viola (2021): Liebe, Partnerschaft und Selbstverwirklichung: Handlungsorientierungen junger, hochgebildeter Frauen. In: Wutzler, Michael/Klesse, Jacqueline (Hrsg.): Paarbeziehungen heute: Kontinuität und Wandel. Weinheim: Beltz Juventa, S. 73-99.
- Lois, Daniel/Lois, Nadia (2012): „Living apart together“ – eine dauerhafte Alternative? Zur Bedeutung von beruflichen Lagen und Partnerschaftsbildern für das Leben in getrennten Haushalten. In: Soziale Welt, Jg. 63, H. 2, S. 117-140.
- Maiwald, Kai-Olaf (2011): Modern und doch traditional? Paradoxien heutiger Paarbeziehungen. In: WestEnd Neue Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. 8, H. 1, S. 86-92.
- Mönkeberg, Sarah (2019): Der (Un-)Sinn der Beratung. Psychotherapie, Coaching und Seelsorge im Vergleich. Wiesbaden: Springer VS.
- Mühling, Tanja/Schreyer, Jessica (2012): Beziehungsverläufe in West- und Ostdeutschland – Stabilität und Übergänge. www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/materialien/mat_2012_4.pdf (Abfrage: 17.08.2021).
- Müller-Schneider, Thomas (2019): Liebe, Glück und menschliche Natur. Eine biokulturelle Analyse der spätmodernen Paargesellschaft. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Naderi, Robert (2015): Moderne oder traditionelle Partnerschaftsleitbilder: Welchen Einfluss haben Konfession und Religiosität? In: Schneider, Norbert F. /Diabaté, Sabine /Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 99-112.
- Nay, Yv E. (2017): Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von "Regenbogenfamilien". Wien: Zaglossus.
- Nestmann, Frank (2019): Die Zukunft der Beratung in der sozialen Arbeit. In: Beratung. Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung, Jg. 20, H. 4, S. 4-27.
- Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (2007): "Beratung" - Ein Selbstverständnis in Bewegung. In: Dies. (Hrsg.): Das Handbuch der Beratung. Band 1. Disziplinen und Zugänge. 2. Auflage. Tübingen: dgvt, S. 33-44.
- Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (2013): Beratung: Zwischen "old school" und "new style". In: Dies. (Hrsg.): Das Handbuch der Beratung. Band 3: Neue Beratungswelten. Fortschritte und Kontroversen. Tübingen: dgvt, S. 1325-1347.
- Nestmann, Frank/Sickendiek, Ursel (2013): Wenn etwas sicher ist, dann die Unsicherheit: Ungewissheit, Nichtsicherheit und Zufall in der Beratung. In: Dies./Engel, Frank (Hrsg.): Das Handbuch der Beratung. Band 3: Neue Beratungswelten. Fortschritte und Kontroversen. Tübingen: dgvt, S. 1447-1467.

- Oberthür, Jörg (2020): Subjektivierung und Individualisierung gesellschaftlicher Praxis. In: Rosa, Hartmut/Oberthür, Jörg (Hrsg.): Gesellschaftstheorie. München: UVK, S. 63-87.
- Perko, Gudrun (2018): Ethik in der Beratung mit Blick auf eine diskriminierungskritische Beratung. In: Schulze, Heidrun/Höblich, Davina/Mayer, Marion (Hrsg.): Macht - Diversität - Ethik in der Beratung. Wie Beratung Gesellschaft macht. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 111-125.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: Springer VS.
- Pfadenhauer, Michaela (2003): Auf dem Weg zum postmodernen Expertentum. In: Dies. (Hrsg.): Professionalität: Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-205.
- Pils, Anja/Heitkötter, Martina (Hrsg.) (2020): Bestandsaufnahme Online-Paarberatung. www.dji.de/fileadmin/user_upload/familie/download/Gesamtbericht_online_Paarberatung_CD_Final-07-22-2020.pdf (Abfrage: 16.08.2021).
- Pirsching, Manfred (2010): Beipackzettel für Bastelexistenzen. In: Honer, Anne/Meuser, Michael/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwiss., S. 179-195.
- Plößer, Melanie (2013): Beratung poststrukturalistisch: Von sich erzählen. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): Das Handbuch der Beratung. Band 3: Neue Beratungswelten. Fortschritte und Kontroversen. Tübingen: dgvt, S. 1367-1379.
- Pohl, Denise (2014): Geschlecht und Zweierbeziehung - ein untrennbares Paar? Konstruktion von Geschlecht und Zweierbeziehung in aktuellen Ehe- und Beziehungsratgebern. In: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript, S. 127-146.
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Berlin: Suhrkamp.
- Reimer, Christian (2000): Zur Problematik von Trennungsempfehlungen während psychotherapeutischer Behandlung. In: Psychotherapeut, Jg. 45, H. 3, S. 182-183.
- Reiners, Romy-Laura (2014): Auf der Suche nach Mr. und Mrs. Right. Liebessemantiken der Paarbildung im Wandel. In: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dreßler, Sabine (Hrsg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute. Bielefeld: transcript, S. 147-168.
- Retzer, Arnold (2011): Systemische Paartherapie. Konzepte - Methode - Praxis. Stuttgart: Klett Cotta.
- Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik (2018a): Standortbestimmung und Perspektiven institutioneller Erziehungsberatung. Teil 1: Beratung und gesellschaftlicher Kontext In: Ders. (Hrsg.): Zukunft der Beratung. Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung? Wiesbaden: Springer VS, S. 3-20.
- Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik (2018b): Zukunft der Beratung. Von der Verhaltens- zur Verhältnisorientierung? Wiesbaden: Springer VS.
- Roesler, Christian (2018a): Die Wirksamkeit von Paartherapie. Teil 1: Eine Übersicht über den Stand der Forschung. In: Familiendynamik. Systemische Praxis und Forschung, Jg. 43, H. 4, S. 332-341.
- Roesler, Christian (2018b): Paarprobleme und Paartherapie. Theorien, Methoden, Forschung - ein integratives Lehrbuch. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

- Roesler, Christian (2019a): Die Wirksamkeit von Paarberatung in Deutschland: Ein Überblick über die Wirkungsforschung und Ergebnisse einer aktuellen bundesweiten Studie. In: *Beratung Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung*, Jg. 20, H. 2, S. 4-25.
- Roesler, Christian (2019b): Die Wirksamkeit von Paartherapie. Teil 2: Ergebnisse einer bundesweiten naturalistischen Studie zur Wirksamkeit von Paarberatung. In: *Familiendynamik. Systemische Praxis und Forschung*, Jg. 44, H. 2, S. 126-136.
- Röhler, Karl Alexander (2005): Hausarbeitsbezogenes Bewältigungsverhalten in Paarbeziehungen. Zu den Auswirkungen des individuellen Umgangs mit der häuslichen Arbeitsteilung auf die Stabilisierung und Veränderung geschlechtstypischer Arbeitsteilungsmuster. Dissertation, Fachbereich 8, Universität Bremen. <https://media.suub.uni-bremen.de/bitstream/elib/2244/1/00010363.pdf> (Abfrage: 05.07.2021).
- Rottländer, Peter (2019): Wie sind Beratung und Therapie politisch? Eine mentalisierungsorientierte Perspektive. In: *Psychoanalytische Familientherapie*, Jg. 39, H. 2, S. 23-42.
- Ruiner, Caroline (2010): Paare im Wandel. Eine qualitative Paneluntersuchung zur Dynamik des Verlaufs von Paarbeziehungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Samtleben, Claire (2019): Auch an erwerbsfreien Tagen erledigen Frauen einen Großteil der Hausarbeit und Kinderbetreuung. In: *DIW Wochenbericht* 10/2019, S. 139-145.
- Sanders, Rudolf (2017a): Arbeitsgruppe Destruktive Muster in Paarbeziehungen – Erkennen, Verstehen, Intervenieren. In: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. (Hrsg.): *Das Tabu in der Beratung - das Fremde in uns*. Informationsrundschreiben Nr. 234, S. 24-26.
- Sanders, Rudolf (2017b): Destruktive Muster in Paarbeziehungen: erkennen, verstehen, intervenieren. In: *Beratung Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung*, Jg. 18, H. 4, S. 31-45.
- Saßmann, Heike (2010): Diagnostik in der Paarberatung: ein Interview zur Beziehungsgeschichte (PIB). In: *Beratung Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung*, Jg. 11, H. 4, S. 26-39.
- Schär, Marcel (2016): Paarberatung und Paartherapie. Partnerschaft zwischen Problemen und Ressourcen. Berlin: Springer.
- Schindler, Ludwig/Hahlweg, Kurt/Revenstorf, Dirk (2019): Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie. Handbuch für Therapeuten. 3. Auflage. Berlin: Springer.
- Schirmer, Uta (2017): Trans*Beratung im systemischen Kontext. In: *Kontext*, Jg. 48, H. 2, S. 124–139.
- Schmidt-Bernhardt, Angela/Schnoor, Heike/Sennekamp, Monika (2013): Institutionelle Beratungsangebote im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichem Veränderungsdruck und individuellen Bedürfnissen. In: Dies. (Hrsg.): *Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 89-91.
- Schneekloth, Ulrich (2019): Entwicklungen bei den Wertorientierungen der Jugendlichen. In: Shell (Hrsg.): *Jugendstudie: Kapitel Beruf, Wertorientierungen, Partnerschaft*. S. 103-131.
- Schneider, Norbert F. (2001): Pluralisierung der Lebensformen: Fakt oder Fiktion? In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 13, H. 2, S. 85-90.
- Schneider, Norbert F. /Diabaté, Sabine /Ruckdeschel, Kerstin (2015): Leitbildforschung: Befunde, Potenziale und Impulse. In: Dies. (Hrsg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 269-286.

- Schneider, Werner (1994): *Streitende Liebe. Zur Soziologie familialer Konflikte*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schnoor, Heike (2013): Was nicht passt, wird ausgeklammert – Was nicht passt, wird passend gemacht. In: Dies. (Hrsg.): *Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 172-182.
- Scholz, Sylka/Lenz, Karl (2014): Ratgeber erforschen. Eine Wissenssoziologische Diskursanalyse von Ehe-, Beziehungs- und Erziehungsratgebern. In: Dies./Dreßler, Sabine (Hrsg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: transcript, S. 49-78.
- Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dreßler, Sabine (Hrsg.) (2014): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: transcript.
- Schulze, Heidrun (2018): Macht in der Beratung und wie wir in der Beratung Gesellschaft machen. In: Dies./Höblich, Davina/Mayer, Marion (Hrsg.): *Macht - Diversität - Ethik in der Beratung. Wie Beratung Gesellschaft macht*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 31-56.
- Seel, Hans-Jürgen (2013): „Erläuterungen zum Positionspapier der DGfB ‘Beratung in der reflexiven Gesellschaft’“. dachverband-beratung.de/dokumente/DGfB_Positionspapier_Erlaeuterungen.pdf (Abfrage: 06.02.2021).
- Siebert, Michael Thomas (1977): *Strukturbedingungen von Familienkonflikten*. Frankfurt M.: Suhrkamp.
- Spura, Anke (2014): *Biographie und Paarbeziehung. Zur Struktur triadischer Wechselwirkungen bei Doppelkarriere-Paaren*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- statista (2020a): „Dossier Liebe, Partnerschaft & Beziehungsleben“. de.statista.com/statistik/studie/id/11764/dokument/liebe-partnerschaft-und-beziehungsleben--statista-dossier/ (Abfrage: 06.02.2021).
- statista (2020b): „Dossier Trennungen“. de.statista.com/statistik/studie/id/57953/dokument/trennungen/ (Abfrage: 06.02.2021).
- Stiehler, Matthias (2018): *Partnerschaft geht anders. Mit Paarberatung zu einem guten Miteinander*. Hamburg: tredition.
- Trappe, Heike/Köppen, Katja (2014): Familienkulturen in Ost- und Westdeutschland: Zum Gerechtigkeitsempfinden der Arbeitsteilung innerhalb der Partnerschaft. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): *Familie im Fokus der Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 257-297.
- Traue, Boris (2010): *Das Subjekt der Beratung*. Bielefeld: transcript.
- Tyrell, Hartmann (1987): Romantische Liebe. Überlegungen zu ihrer »quantitativen Bestimmtheit«. In: Ders./Baecker, Dirk/Markowitz, Jürgen/Stichweh, Rudolf/Willke, Helmut (Hrsg.): *Theorie als Passion*. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 570-600.
- Uhde, Zuzana (2020): Das europäische Care-Grenzregime in einem "Europa ohne Grenzen". In: APuZ. Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung, Jg. 70, H. 45, S. 35-41.
- Uzler, Vibhuti B. (2007): *Paarbeziehungen und Sexualität. Paartherapie und Sexualtherapie in der Moderne und Postmoderne*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller.
- Wagner, Gabriele (2004): *Anerkennung und Individualisierung*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft mbH.
- Warschburger, Petra (2009): *Beratungspsychologie. Mit 29 Tabellen*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.

- Weber, Roland (2012): Navigieren auf Sichtweite - Prozesssteuerung in der Paartherapie. Ein Handbuch für die Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wilbertz, Norbert/Klann, Notker (2010): Herausforderung Partnerschaft. Die gesellschaftliche Bedeutung gelingender Paarbeziehung. In: Beratung Aktuell. Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung, Jg. 11, H. 1, S. 3-14.
- Wimbauer, Christine (Hrsg.) (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verlag.
- Wimbauer, Christine (2021): Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft. Bielefeld: transcript.
- Wimbauer, Christine/Henninger, Annette/Gottwald, Markus (Hrsg.) (2007): Die Gesellschaft als "institutionalisierte Anerkennungsordnung". Anerkennung und Ungleichheit in Paarbeziehungen, Arbeitsorganisationen und Sozialstaat. Opladen [u.a.]: Budrich.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2018): „Paar/ Paarbeziehung“. gender-glossar.de/p/item/83-paar (Abfrage: 24.02.2021).
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2019): Paarbeziehungen: Paare und Ungleichheiten als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 1103-1108.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2020): Prekäre Arbeit, prekäre Liebe: Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse. Frankfurt am Main: Campus.
- Winter, Elena (2019): „Viele sind von einem Idealbild überfordert“. In: Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung, Jg. 50, H. 1, S. 6-7.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1997): Individualisierung: Differenzierungsprozess und Zurechnungsmodus. In: Beck, Ulrich/Sopp, Peter (Hrsg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen: Leske und Budrich, S. 23-36.
- Wutzler, Michael (2021): Einleitung: Paarbeziehungen heute. In: Wutzler, Michael/Klesse, Jacqueline (Hrsg.): Paarbeziehungen heute: Kontinuität und Wandel. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7-45.
- Zima, Peter V. (2019): Kultursoziologie zwischen Spätmoderne und Postmoderne. In: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hrsg.): Handbuch Kultursoziologie: Band 2: Theorien – Methoden – Felder. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 149-172.
- Zucco, Aline/Kohlrausch, Bettina (2020): Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt. In: Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut der Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.): WSI Policy Brief Nr. 40, 05/2020. www.boeckler.de/pdf/p_wsi_pb_40_2020.pdf (Abfrage: 01.06.2021).